



VERBODAZAR.
Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Das Näschchen der Frau Clearius. — Die Sängerin. Gedicht von Emanuel Geibel. Mit Zeichnung von C. Schraubolph. — Eisenbahnactien in Damenhand, von Friedrich Vider. — Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy, von H. Truhn. (Fortsetzung.) — Kosmetische Briefe, von Dr. Cornelius. Seite 88. — Correspondenz.



André Goddard

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von schwarzem poult-de-soie. Der untere Rock des Kleides ist mit einem 30 Centimeter breiten Bolant garnirt, dessen Ansatz ein à plissé gefalteter und mit Passepoil von schwarzem Sammet versehener, 6 Cent. breiter poult-de-soie-Streifen bedekt. Der Mitte dieses Streifens entlang ist ein 2 Cent. breiter Schrägstreifen schwarzen Sammets aufgesetzt. Der obere, an den Seiten mittelst großer Sammetstreifen geraffte Rock ist in der Weise der Abbildung mit Sammetsträgtrreifen und schwarzer Seidenfranze garnirt. Hohe Taille mit Frijuren aus poult-de-soie und Sammetpassepoil.

Figur 2. Anzug für Kinder bis zu 1 Jahr. Kleid von weißem Batist, am unteren Rande mit zwei languettirten Frijuren besetzt. Die edig ausgeschnittene Taille ist mit Stidertreifeisen verziert. Gürtel mit Schleife von blauem Taffetband.

Figur 3. Kleid mit hoher Taille von lila Gaze-de-Chambéry; der untere Rock ist mit einem breiten Bolant und einer Puffe desselben Stoffes, der obere in Patten ausgeschnittene Rock nur mit Puffen und mit Schleifen von lila Grosgrain verziert. Die Taille ist ähnlich arrangirt.

Figur 4. Anzug für Mädchen von 5-7 Jahren. Der untere Rock ist von weißer Alpaca, mit blauem, 3 Cent. breitem Sammetband besetzt; der obere Rock und die Niedertaille sind von blau und weiß gestreifter Alpaca mit Garnitur von blauem Sammet. Hohe Bluse von weißem Mull.

Figur 5. Promenadenanzug von grauer Popeline. Die Garnitur des Kleides besteht in Frijuren desselben Stoffes; der obere Rock ist in der Weise der Abbildung hinten in zwei Puffen arrangirt. Gut von schwarzem Sammet, mit einer Feder rosa Rosen und schwarzem Schleier garnirt. [23,481]

Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

VII. Befehntnisse.

Während Maria Theresia in dem einsamen Gemache klagte und großte, fand auf dem entgegengelegten Flügel des Schlosses in den Wohngemächern des Fürsten eine ganz andere Scene statt. Dahin war nach beendetem Concert die Sängerin zurückgekehrt. Das prächtige Zimel der Kaiserin funkelte an ihrem Arm, und sie ließ es blitzen in dem Glanz der Kerzen und dann hob sie die Arme, eilte dem Fürsten entgegen und warf sie ihm um den Hals.

„Sie sind ein prächtiger Freund und ein echter Ritter sans peur et sans reproche,“ rief die Gabrieli. „Ich hätte Ihnen gleich im Beisein der Kaiserin, vor all' den zimperlich geschneiderten Hofleuten um den Hals fallen mögen, als Sie der stolzen Maria Theresia mit so wundervoller Kühnheit trogten und sich als meinen Cavalier und Ritter darstellten.“

„Ich that's, weil ich es Ihnen versprochen hatte, Katharina,“ erwiderte Kaunitz gelassen, indem er sich der stürmischen Zärtlichkeit der Signora ein wenig erwehrte, „ich that es auch, weil ich der Kaiserin eine Lehre geben wollte: Wen der Fürst Kaunitz mit einer Einladung beehrt, der empfängt von dem Augenblick an, da er die Schwelle seines Palastes betritt, die höchste Ehrenstelle, und die Hand des Fürsten Kaunitz, welche sich ihm begrüßend entgegenstreckt, gibt ihm damit zugleich das Diplom des höchsten Adels. Die Gäste, welche in meinem Hotel versammelt sind, haben weiter keinen Rang, als nur den einen, daß sie die Gäste des Fürsten Kaunitz sind, und da ist es nun gleich, ob die Eine Kaiserin, die Andere Sängerin ist! Ich habe Sie Beide geladen, und es gebührt dieselbe Ehre allen meinen Gästen. Dies wollte ich der Kaiserin begreiflich machen! Ihnen aber, Katharina, muß ich sagen, daß ich nicht mit Ihnen zufrieden bin. Was dem Kaunitz anfieht, darf sich Niemand sonst erlauben, und für alle Andern bleibt die Kaiserin Maria Theresia, sie mag sich befinden, wo sie wolle, immer doch die regierende Herrin, die erhabene Kaiserin. Sie vergaßen das ein wenig, mein Kind, und ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihr Betragen mißbillige. Ich gab Ihnen eine Ehrenerklärung, indem ich Sie mit so viel Egards behandelte; das hätte Ihnen vollständig genügen müssen.“

„Es genügt mir aber nicht,“ rief die Gabrieli, deren schwarze Augen höher aufblitzten, und deren schönes Antlitz einen zornigen Ausdruck angenommen hatte, „nein, mein Fürst, es genügt mir nicht! Ich habe allen diesen vornehmen stolzen Fürsten und Fürstinnen Rache geschworen, denn sie sind es, die mich zu dem gemacht haben, was ich bin.“

„Also,“ sagte Kaunitz, leise sein Haupt neigend, „also zu der großen Künstlerin, die Sie sind.“

„Nein,“ rief sie stürmisch, „zu der Verlorenen, die ich bin, zu der Unglücklichen, die in manchen Nächten schlummerlos auf ihrem Lager liegt und ihr Schluchzen und ihren Jammer in den Kissen erstickt; denn, wenn der Fliederstaat von mir abgefallen ist, und die Künstlerin die Schminke abgewaschen hat, dann kommen ihre blassen Wangen zum Vorschein, und das Weib schämt sich der Künstlerin. — Still, Kaunitz, keine Worte, keine Entschuldigungen! Sie sind der einzige Mann, den ich hoch achte, denn Sie sind nicht wie die Andern, die immer ihr Herz auf der Zunge tragen, und denen in der Brust nur ein kalter Stein liegt. Sie, Kaunitz, Sie haben ein Herz, obwohl Ihr Aeußeres kalt erscheint. Sie sind ein Mann von Ehre, der sich nicht so weit entwürdigt, meiseidig zu werden, um die Herzen der Weiber zu bethören mit scheinheiliger Liebe und falscher Gluth. Ich kenne Sie, Kaunitz, besser vielleicht, als irgend ein anderer Mensch! Ich weiß, daß Ihre Gleichgültigkeit und Kälte nur Schein ist, weil Sie die Welt genugsam verachten, um ihr nicht die heiligen Geheimnisse Ihres Gemüthes offenbaren zu mögen! Ja, Sie haben ein Herz, Kaunitz, und weil ich das weiß und weil ich Sie deshalb ehre, darum vertraue ich Ihnen und darum will ich Sie auch in dieser letzten Stunde in mein Herz schauen lassen! Sie sollen wissen, wie ich zu dem geworden, was ich bin; sagen Sie nicht: zu der großen Künstlerin, und doch ja, auch zu der großen Künstlerin hat mich das Unglück gefeiert. Porpora hatte wohl Recht: „Um eine große Künstlerin zu werden,“ sagte er, „müssen Sie zuerst die Taufe der Thränen empfangen haben und durch das Fegfeuer der Schmerzen gegangen sein!“ — Nun, ich habe diese Taufe empfangen, und das Fegfeuer glüht in meiner Seele noch fort in mancher einsamen, rubelosen Nacht. Sie werden sagen, wenn Sie meinen Jammer und den Schmerzensschrei meiner Seele vernehmen: „Das ist eine gewöhnliche Geschichte!“ Ja, Sie haben Recht, es ist eine gewöhnliche Geschichte! Aber Jedem, der da lebt, erscheint sein eigenes Leid und sein eigener Jammer als etwas ganz entsecklich Neues, als etwas Unerhörtes und Erbarmenswerthes. Ich sage Ihnen Nichts von meiner Jugend, von den Freuden und Leiden derselben. Mein Vater war als Koch in dem reichen Haushalt des Cardinals Gabrieli in Rom angestellt, aber während er in Ueberfluß lebte, darboten meine arme Mutter und ich. Denn er hatte meine Mutter und mich verlassen und verstoßen, weil der Kirchenfürst keine verheirateten Diener in sein Haus aufnahm.

Als ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, starb meine Mutter, und ich war nun ganz allein und verlassen. Da, in meiner Seelenangst wagte ich es noch einmal, zu meinem Vater zu gehen und ihn um Erbarmen anzuflehen. Er aber wies mich zornig fort.

Weinend schlich ich von dannen, aber die Thränen machten mich nicht satt, und mich hungerte so sehr. Ich weiß nicht, wie's geschah, und wie es kam, daß ich in meiner Herzensnoth plötzlich auf einen Gedanken der Rettung kam. Ich blieb an einer Straßenecke stehen und begann zu singen, und all' mein Leid und mein Weh strömte aus in Tönen und in Worten, die wie von selbst auf meine Lippen kamen. Aber die Leute gingen achlos vorüber, und in meiner Verzweiflung ließ ich meine Stimme immer lauter, immer mächtiger ertönen.

Ein alter Mann, unscheinbar und fast ärmlich gekleidet, kam eben vorüber; er blieb stehen und horchte auf meinen Gesang und nickte mehrmals lebhaft mit dem Kopfe.

Als ich mein Lied beendet hatte, trat er zu mir heran: „Du bist heute eine Bettlerin,“ sagte er, „wirst Du morgen eine Königin werden?“

Ich sah ihn staunend an; er mochte in meinen Blicken lesen, daß ich ihn für wahnsinnig halte; er schüttelte heftig sein Haupt.

„Ich weiß sehr wohl, was ich spreche,“ sagte er, „und ich wiederhole Dir, mein Kind, Du bist heute eine Bettlerin, wirst Du morgen eine Königin werden?“

Ich nickte und lächelte und sagte: „Ich will's.“

„So komm mit mir,“ rief er hastig, indem er meinen Arm nahm und mich mit sich fortzog. Er führte mich in seine Wohnung, eine ärmliche, dürstige Mansardenwohnung. Aber mir, die ich an die elende Kammer meiner Mutter gewöhnt war, mir schien sie doch ein fürstliches Gemach, und mit unendlichem Behagen ließ ich mich nieder auf dem lederbezogenen Lehnstuhl, der einzigen Pracht des kleinen Gemachs, und legte recht todesmatt das Haupt zurück in den Sessel.

Er stand vor mir und schaute mich mit bewundernden Blicken an. „Du bist schön,“ sagte er, „das ist eine gute Mitgift, und Du wirst deshalb um so schneller Deinen Thron besteigen, Königin der Zukunft.“

„Bettlerin der Gegenwart,“ sagte ich matt, denn der Hunger wüthete in mir. „Ich lasse Euch mein ganzes Königreich für ein Stück Brod, um das ich jetzt zu Euch stehe!“

„Du hungerst!“ rief er mit einem lauten Schmerzensschrei und dann mit geschäftiger Eile holte er aus seinem Wandschranke Speise und Trank hervor und gebot mir mit gebieterischer Stimme, zu schweigen und zu essen; aber langsam und vorsichtig, damit es mir nicht schädlich sei.

Das war meine erste Begegnung mit Porpora, dem größten Musiker und Componisten von Italien. Ich blieb bei ihm als seine Schülerin, sein Kind, seine Hoffnung für die Zukunft. Denn mich glaubte er vom Himmel ihm gesandt, daß ich seinen Opem und seinen Compositionen vor der Welt sollte Ansehen und Ehre verschaffen, und ich mußte ihm mit einem feierlichen Eide versprechen, daß, wenn ich einstmals den Thron der Königin bestiege, ich dann seine Opem überall singen wolle. Das war der einzige Lohn, den der edle Mann für all' das Gute und all' die Wohlthaten, die er mir erzeigte, begehrte.

Ich blieb drei Jahre bei ihm, und wenn ich jetzt zurückdenke an die beiden ärmlichen Mansardenzimmer, die wir bewohnten, so scheint es mir doch, als wäre das ein Stücklein aus dem Paradies gewesen, und als ob holde Engel damals bei uns weilten, die Engel der Unschuld, der Liebe und der Treue. Wir sprachen und dachten nichts Anderes, als unsere Kunst, sie gab uns unsere Freuden, unsere Entzückungen, und wenn wir zuweilen in der Gegenwart ein wenig darben mußten, so schauten wir in die Zukunft und vertrösteten uns bei dem bescheidenen Mahle mit den Herrlichkeiten, die wir dereinst genießen würden, wenn ich mein Königreich in Besitz genommen.

Was soll ich Ihnen weiter von dieser schönen Zeit der Unschuld und des Studiums erzählen!

Eines Tages erklärte mir Porpora mit feierlicher Miene, daß meine Studien jetzt vollendet seien, und daß er jetzt versuchen wolle, mich die erste Stufe meines Thrones der Zukunft überschreiten zu lassen. Er nahm meinen Arm, wir bestiegen einen Fiacre und fuhren nach dem Palaste des Cardinals Gabrieli. Ich erschrak und klammerte mich angstvoll an Porpora's Arm.

„Mein Vater hat mich verstoßen, er wird mich schlagen, wenn ich dennoch wieder zu ihm komme,“ murmelte ich. Aber Porpora lächelte. „Beruhige Dich, mein Kind,“ sagte er, „wir gehen nicht zu dem Koch, sondern zu dem Cardinal. Fürchte Dich nicht vor Deinem Vater, er wird in dem erwachsenen und erblüheten Mädchen seiner nicht das arme fränkliche Kind wieder erkennen.“

Nun, Porpora hatte Recht. Er erkannte mich nicht! Mein Vater stand im Gespräch mit einem Lataien auf der Hausflur, als ich an Porpora's Arm an ihm vorbeiging und dem Kammerdiener folgte, welcher dem Cardinal den Maestro Porpora und seine Schülerin gemeldet hatte. Mein Herz klopfte vor Angst und Weh, ich dachte an meine arme Mutter, die vor Hunger gestorben, als ich schon zurückblickte auf diesen behäbigen Herrn, dessen weingeröthetes Gesicht von Wohlleben und heiterer Geistesruhe sprach. Der Cardinal empfing uns sehr freundlich und lächelte gnädig, als Porpora ihm sagte, er wüschte dem Cardinal, als dem größten Musikkennner in Rom, eine seiner Schülerinnen vorzustellen, damit der Cardinal entscheide, ob sie befähigt sei, als Sängerin öffentlich aufzutreten. Er führte mich an seiner Hand in den Musiksaal, und ich mußte singen. Erlassen Sie mir, von den Lobeserhebungen, welche der Cardinal mir spendete, zu erzählen. Er war entzückt und fragte Porpora, wo er denn dieses Zimel, wie er mich nannte, entdeckt habe? — „In der Küche Curer Eminenz,“ lächelte Porpora, und er erzählte dem Cardinal von der Hartherzigkeit meines Vaters. Der hohe Herr war empört; er ließ den Koch herauf bescheiden und mit grimmiger Stimme hielt er ihm seine Grausamkeit vor und wollte ihn zur Strafe sofort aus seinem Dienste entlassen. Ich bat für ihn und ließ nicht eher nach mit Bitten und Flehen, bis der Cardinal versprach, seinem Koch zu vergehen. Er that es unter der Bedingung, daß derselbe mich als seine Tochter anerkennen und mich zu seiner alleinigen Erbin einsetzen wolle. Das aber wies ich voll zornigen Schmerzes zurück. „Ich will Nichts gemein haben mit diesem bösen Manne, der meine Mutter verhungern ließ,“ rief ich. „Er hat vergessen, daß ich seine Tochter bin, also will ich vergessen, daß er mein Vater ist. Ich will Nichts von ihm annehmen, auch nicht einmal seinen Namen!“ Der Cardinal nickte. „Du hast Recht, mein Kind, und Du straffst ihn damit härter, als ich es mit meiner Entlassung gethan hätte. Denn Du wirst groß und berühmt werden und Du wirst Deinen Namen ausleuchten lassen vor der Welt, und es wird dieses schlechten

Vaters gerechte Strafe sein, daß seine berühmte Tochter nicht seinen Namen trägt! Ja, Du hast Recht, seinen Namen abzugeben, und da Du nun namenlos bist, so leibe ich Dir den meinen, und Du sollst Dich nach mir „Gabrieli“ nennen. Der Name des Cardinals Gabrieli wird mit ihm erlöschen, aber die Sängerin Gabrieli wird ihn, so hoffe ich, unsterblich machen.“ Ich schwur, daß ich es wolle, und von diesem Tage an stand ich unter dem besonderen Schutz des Cardinals, dessen Namen ich trug. Er führte mich in die Salons der römischen Nobilität, ich sang in ihren Salons, und bald sprach man in Rom mit großem Enthusiasmus von dem Schützling des Cardinals, von —

„Von der Cuciniera des Cardinals Gabrieli,“ unterbrach sie Kaunitz lächelnd.

„Ja,“ nickte Katharina, „sie nannten mich die Köchin des Cardinals Gabrieli, und das ist die einzige Anerkennung, welche meinem Vater, dem Koch des Cardinals, durch mich geworden — Ich war bald die erste Sängerin in Rom, und nachdem ich auf der Bühne erschienen, ward es Mode, mich zu feiern und mich mit Huldigungen darzubringen. Die jungen Cavaliere und Nobilitäten lagen zu meinen Füßen und schwuren, daß Signora Gabrieli die zauberndste Geschöpf der ganzen Welt sei. Ich verachtete die Alle; ich liebte die Kunst und Nichts, als die Kunst, bis zu dem Tage, da ich den jungen Fürsten von Monaco sah.“

Alle Frauen beteten ihn an, die Fürstinnen und die Gräfinnen schätzten sich glücklich, wenn ein Blick seiner großen, blauen Augen sie traf, und er liebte nur mich! Er lag zu meinen Füßen, wie die Andern es thaten, und schwur mir ewige Treue. Ich, welche die Andern alle verpötte und alle ihre reichen und prächtvollen Geschenke mit Verachtung zurückwies, ich war über das erste Frühlingsblümchen, welches er mir darbrachte, und pries mich die Glückseligste von Allen, weil er mich liebte. Daß er arm war und daß er Nichts mir zu bieten hatte, als seine Liebe und sein Herz, das gerade entzückte mich; daß ich konnte ihm nun beweisen, daß ich ihn liebte, daß seine Liebe mir höher gelte, als alle Schätze der anderen armeligen Sterblichen!“

„Ich sehe, Sie lächeln, Fürst,“ fuhr sie nach einer Pause hoch athmend fort, „Sie denken, das ist eben die gewöhnliche Geschichte aller Verliebten, und es langweilt Sie, wir wollen rasch darüber hinweggehen.“

Es war eine himmlisch schöne Zeit; aber eben darum war sie nur von kurzer Dauer. Porpora fühlte die Gefahr, mit welcher das Weib die Künstlerin bedrohte, und der junge Prinz von Monaco, den alle Menschen liebten und alle Frauen vergötterten, ward von Einem glühend geliebt, von meinem Maestro Porpora. Denn ich hatte dem Prinzen, dessen eiferfüchtige Liebe es mir duldete, daß die Augen der Menschen sich an jedem Abend an mich richten durften, und der unser Glück hüten wollte vor Neugierde und dem Neid der Welt, ich hatte ihm versprochen, daß ich der Bühne entsagen und mit ihm einfliehen würde. Wir wollten uns heimlich vermählen und dann irgendwo eine stille Zufluchtsstätte für unsere Liebe suchen, bis daß es den Prinzen gelungen, den Zorn der stolzen Verwandten zu überwinden und mir die Stelle an seiner Seite vor der ganzen Welt zu erkämpfen! Das war unser Traum von Glück!

„Ein Traum,“ sagte Kaunitz leise mit dem Kopfe nickend, „ein Traum, wie ihn alle Verliebte in den ersten Zeiten der Bekanntschaft träumen, und aus dem sie nachher mit arger Enttäuschung erwachen. So geschah es auch Ihnen, Katharina, denke ich.“

„Ja,“ sagte sie, die Zähne fest aufeinander pressend, „ja, geschah es auch mir. Ich erwachte eines Tages, und es war ein fürchterliches Erwachen. Porpora, die Gefahr erkennend, ward dem alten Fürsten von Monaco geeilt und ihm und seiner Gemahlin hatte er verkündet, was „die jugendliche Leidenschaftlichkeit“ des Sohnes, wie sie es nannten, beschloffen hätte.“

Es war ein langes Kämpfen und Ringen, und endlich nun Fürst,“ unterbrach sie sich, „was meinen Sie, wie endete diese tragikomische Geschichte zum Abschluß kam?“

„Ich meine,“ sagte Kaunitz ruhig und lächelnd ihr in die Angeficht schauend, „ich meine, der Abschluß war so, wie er bei solchen Avonturen zu sein pflegt: die vernünftigen Verwandten siegen über die unvernünftigen, thörichte Leidenschaft der jungen Leute. Der Prinz gab endlich den Vorstellungen der Eltern und Sie gaben den Vorstellungen Porpora's nach; Sie trennten sich und haben der Welt ihr Recht.“

„Sie haben nicht ganz das Nichtige getroffen,“ rief sie heftig, „ich gab nicht den Einflüsterungen und dem Flehen Porpora's nach, ich war entschlossen, meine ganze glänzende Zukunft, meine Ruhm und meine Herrlichkeit der Liebe zu opfern. Ich begab mich Nichts, als in der Stille und Einsamkeit Ihm zu dienen, den zu meinem Herrn gemacht! Aber in allem Andern haben Sie Recht, Fürst! Der Prinz gab den Vernunftgründen Gehör. Eines Tages kam Porpora mit triumphirender Miene zu mir und sagte mir, der Prinz sei abgereist, um sich in Modena der einzigen Tochter des Herzogs zu vermählen; sie sei sehr glücklich.“

Er hatte Porpora den Auftrag gegeben, mir zu sagen, daß er sich dem Wohl seiner Familie und seiner Eltern opfern werde, daß er mich ewig lieben werde. Mir war das ein Dolchstoß, mein Herz tödtlich traf. Aber ich trug's und schwur mir, nie zu nehmen an ihm und an der ganzen Welt!

Als mir Porpora die Kunde brachte, daß in einigen Tagen zu Modena die Vermählungsfeierlichkeiten stattfinden würden, begab ich mich dorthin. Man führte eine neue Oper von Porpora zur Vermählungsfeier auf, und das fürstliche Paar sollte bei der Vorstellung zugegen sein. Ich ging zu dem Impresario und sagte ihm, ich wolle in der Oper singen; ich begehrte Nichts, als daß mein Auftreten bis zum Abend ein Geheimniß bliebe, und dafür versprach ich ihm auch noch am folgenden Abend zu singen. Der Mann war sehr glücklich und erkreut über mein Antrag und nahm ihn bereitwillig an. — Der Abend kam, und nie hatte ich mit solchem Herzklopfen, mit solcher Seelenangst und doch mit solcher Erhebung das Aufgehen des Vorhangs erwartet! Mir schwindelte, als nun das Zeitliche geben ward, und langsam der Vorhang emporrauschte. Haus war dicht besetzt, aber ich sah nur Ihn, der drüber der großen Hofloge saß an der Seite dieses kleinen Geschöpfes, das nun seine Gemahlin war und das mit ahnungslosem Blick zu mir herüber starrete.

Ich sah nur seine Augen, die mit einem Ausdruck des Sehens auf mich sich wendeten, und ich bohrte meine Blicke in die seinen und sagte ihm mit meinen Augen Alles, was mir zu sagen war, von Verachtung in mir glühte. Ich fühlte wohl, daß er verstand, was ihm meine Blicke sagten. Denn er preßte Lippen fest auf einander, und eine Todesblässe überzog seine Wangen. Das machte mich glücklich, und ich sang, wie

meinem ganzen Leben nie wieder gelungen habe! Ich jubelte meinen Jörn in Tönen aus, ich nahm meine Rache an diesem elenden bleichen Menschen, der beschämt dort oben saß, und den ich doch unter meine Füße trat in dem Momente, als das Publikum ihn jubelnd als Gemahler der Fürstentochter begrüßte!

Nie habe ich einen solchen Triumph wieder gefeiert, als an jenem Abende, denn ich sang wie der Schwan das Sterbelied meiner Liebe! Als die Oper beendet war, kam Porpora, das Antlitz von Thränen überflossen, zu mir. Er kniete vor mir nieder und dankte mir für den Triumph dieses Abends.

„Auch Du,“ sagte er, „wirft mir eines Tages danken, mein Kind, daß ich Dich erlöst habe von der jämmerlichen kleinen Liebe, die Dich mit der Gefahr bedrohte, herniedersteigen zu müssen vom Künstlerthron, um nur noch ein liebenswürdiges Weib zu sein! Ich habe Dich gerettet, indem ich die Verwandten des Prinzen zu meiner Hilfe herbeirief, damit sie die Ketten lösten, welche Dich an ihn banden! Ich habe Dich gerettet und erlöset, und mir hast Du Deinen Ruhm und Deine Lorbeeren der Zukunft zu verdanken.“

„Du hast Recht, Maestro,“ erwiderte ich ihm, „ich war im Begriff, den Schäferstab zu nehmen und eine Schäferin zu werden, Du hast mich zu einer Furie der Rache erhoben, und ich will mein Rachewerk vollführen und ihm treu bleiben mein ganzes Leben.“

Am andern Tage kam der Fürst zu mir und lag zu meinen Füßen und weinte und jammerte. Er beschwor mich mit aller Gluth der wiedererwachten Leidenschaft, ihm zu vergeben und eingebend zu sein der Schwüre früherer Tage! Er liebe nur mich, sagte er, und würde nie ein anderes Weib lieben, und wenn ich einwillige, diese Liebe zu erwidern und die Seine zu bleiben, so wolle er mir die Welt zum Paradiese schaffen!

Ich ließ ihn nicht weiter sprechen, der Jörn übermannte mich, ich stieß ihn von mir. Aber in der Nacht lag ich auf meinen Knieen und schwur mir, Rache zu nehmen an der Welt und an allen Männern! Nun, ich meine, Fürst, ich habe meinen Schwur gehalten! Ich habe für alle Diejenigen, die in ihrer Thorheit zu den Füßen ihres Gözen ihre Geschenke darbrachten, nur Hohn und Spott gehabt, und nie wieder hat die Liebe mein Herz, das in jener Stunde erstarrte, zu neuem Leben erweckt! Und nun,“ fuhr sie mit ganz verändertem leichten Tone fort, indem sie von dem Divan sich erhob und mit großen Schritten im Gemach auf- und abging, „und nun, Kaunitz, wissen Sie Alles aus meinem Leben und meiner Vergangenheit! Es faßt sich zusammen in dem banalen Wort: Sie hat geliebt und ist betrogen worden, sie hat geträumt und ist erwacht!“

„Es ist aber, wie mich dünkt, ein recht schönes Erwachen gemein,“ sagte Kaunitz lächelnd, „und die Signora Gabrieli, die größte Sängerin Europa's, die Freundin des Fürsten Kaunitz, hat sich nicht über ihr Schicksal zu beschweren.“

„Ich beschwere mich auch nicht,“ rief sie achselzuckend. „Es geschieht nur zuweilen, daß die Erinnerung über mich kommen, daß ich meines erbärmlichen Daseins mir bewußt bin und daß ich mich selber verachte und verhöhne. Aber glauben Sie mir, solche Stunden der Selbsteinkfer räche ich nachher an den anderen Menschen! Sie haben mich heute schwach gesehen, Kaunitz; ich habe mich Ihnen gezeigt, wie kein anderer Mensch mich sieht, es war mein Dank für den Triumph dieses Abends! Ich werde das Armband der Kaiserin Maria Theresia an meinem Arme funkeln lassen, wenn ich vor der Kaiserin Katharina stehe! Ach, ich schwöre Ihnen, auch sie soll sich vor der Kaiserin des Gesanges beugen und sie, die Stolzeste aller Frauen, soll erkennen müssen, daß Katharina Gabrieli sich ihres Gleichen dünkt!“

VIII. Die Czarina.

Die Kaiserin Katharina stand in ihrem Cabinet vor dem großen Spiegel und betrachtete sich und ihre Toilette mit aufmerkamen Blicken. Sie war eben aus den Händen ihrer Damen hervorgegangen und hatte deren bewundernden Ausrufungen mit einem stolzen Lächeln zugehört.

Jetzt aber, da Katharina allein war mit sich und ihrem Spiegel, jetzt erstarr das Lächeln auf ihren Lippen; das Haupt, sonst so majestätisch gehoben, senkte sich, und die großen graublauen Augen, welche ihre Hofsoldaten so oft mit denen der Juno verglichen, und welche Voltaire in seinen Gedichten an die „Sémiramis des Nordens“ gefeiert hatte, diese Augen schauten nun mit einem seltsamen und angstvollen Ausdruck in den Spiegel, um die letzten Spuren der entweichenden Jugend und leider! auch die ersten des herannahenden Alters zu entdecken!

Die Hand, deren Wirt Berge versenken, Städte aufbauen und Städte niederreißen konnte, vermochte doch nicht aus dem Staatskalender die eine kleine Zahl auszulöschen, welche dem Volke sagte, daß Katharina im Jahre 1726 geboren und daß sie im Jahre der Gnade 1763 eine Frau von siebenunddreißig Jahren sei!

Da stand die hohe Kaiserin, angestaunt von ganz Europa, zu ihren Füßen Millionen, zitternd neigte sich vor ihr die Welt, und das Lächeln ihres Mundes bedeutete den Völkern des Ostens und des Westens Krieg oder Frieden.

So stand sie vor der Welt! Wie ganz anders aber in ihrem einsamen Cabinet vor dem Spiegel, dem einzigen Vertrauten, und doch auch dem einzigen Feinde, welchen dieses stolze Herz fürchtete! Ihn fragte sie jetzt angstvoll: Bin ich noch schön, kann ich ihm noch gefallen, ihm, dem angebeteten Geliebten, dem von allen Frauen verherrlichten Drlow?

Und der Spiegel gab ihr eine seltsame lakonische Antwort: er ließ sie die zarten silbernen Streifen in ihrem dunkelblonden Haare sehen, diese verhängnißvollen Streifen, welche des gleichnerischen Alters glänzende Schriftzüge sind.

Aber es zog bald wieder ein Lächeln über das Angesicht der Kaiserin hin, und sie schüttelte stolz das Haupt: „Nein, diese silbernen Linien sollen es der Welt nicht erzählen können, daß auch das Haar einer Kaiserin dem Gesetze der Natur sich beugen muß! Gegen dieses Geplauder gibt es noch ein Mittel!“

Sie wandte sich von dem Spiegel ab, durchschritt hastig das Cabinet und begab sich durch die kleine Seitenthüre nochmals nach dem Ankleidezimmer.

Die Kammerfrauen waren wie immer noch beisammen, denn es geschah wohl öfter, daß die Kaiserin, wenn sie in einsamen Cabinet ihre Toilette geprüft hatte, zurückkehrte, um Etwas daran ändern zu lassen.

„Ich finde,“ sagte sie, „daß die Frisur nicht zu dem Costüm paßt; das griechische Käppi ist unkleidlich! Eine kleine russische Haube mit einer Reihfeder an der Seite, das Haar gepudert! Raß!“

Die Kammerfrauen flogen herbei, und kaum eine Viertel-

stunde verging, bis das Haar der Czarina mit dem neuen Pariser Schmutz, dem Puder, versehen war. Seitwärts auf dem hochgehürnten Haare nun ein kleines russisches Sammetkäppchen, mit Perlmeln verbrämt, und an demselben die hohe Reihfeder, mit einem großen Brillanten besetzt.

„Fertig?“ fragte die Czarina, sich langsam erhebend.

„Majestät, zu Befehl!“

Und langsam schritt sie wieder zum Spiegel hin. Ja, der Puder war ein wohlthätiger Freund! Er hatte die verrätherischen Spuren des nahenden Alters bedeckt und unsichtbar gemacht! Wie prächtig die Augen nun glänzten! Der Puder, der das Haar dumpf und stumpf gemacht, hatte den Glanz der Augen erhöht!

Wenn nur da auf der Stirne nicht einige leise Linien, und die Wangen nicht ein wenig eingesunken wären, und wenn nur das Roth auf denselben nicht erblaßt wäre!

Ah, der Puder verbirgt zwar das gebleichte Haar, aber er macht die Stirne grau und die Wangen blank!

Diesen trüben Betrachtungen und Gedanken entriß die Czarina Graf Drlow, welcher in Begleitung des Polizeiministers das Cabinet betrat.

Die Kaiserin begrüßte ihren Freund und Vertrauten, den Grafen, mit strahlendem Blick und winkte dann dem Polizeiminister, der demüthig auf der Schwelle stehen geblieben war, näher zu treten.

„Gelagin!“ rief sie lebhaft, „sage mir, was sich Ungewöhnliches begeben hat? Denn Ungewöhnliches muß es sein, sonst würde Gelagin nicht eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich, zum Vortrag kommen! Was ist es also? Ist es Feuersbrunst, Mord oder Rebellion?“

„Halten zu Gnaden, Eure Majestät,“ sagte der Gefragte mit einem höflichen Lächeln, „Nichts von alledem! Es ruht auf der Residenz der großen Czarina der tiefe Friede des Glückes, und ich bin so beneidenswerth, keine schlimmen Berichte erfassen zu müssen. Indessen hat sich doch, wie Eure Majestät sagen, etwas Ungewöhnliches begeben: die Signora Gabrieli ist angekommen!“

„Endlich!“ rief die Kaiserin. „Wahrlich, diese Person hat lange genug auf ihr Kommen warten lassen, um gerade dadurch sich bemerklich zu machen! Also sie ist da?“

„Zu Befehl, kaiserliche Majestät! Und weil Ihre Majestät die Gnade gehabt, mir zu befehlen, daß ich, sobald die Signora da sei, zu welcher Stunde auch, Meldung machen und sie vorstellen solle, so habe ich diesem Befehle genau Folge geleistet. Die Signora ist vor einer halben Stunde in Petersburg eingetroffen; ich war durch den österreichischen Gesandten bereits darauf vorbereitet. Er kennt die Signora von Wien her und hat hier in ihrem Auftrag eine Wohnung für sie gemiethet und glänzend ausgestattet. Gestern Morgen war bei der Gesandtschaft ein Courier eingetroffen, welcher meldete, daß die Signora sich nähere.“

„Nun wahrlich,“ rief die Kaiserin, „diese Person macht ein Embarras, als wäre sie eine Fürstin, welche incognito reist!“

„Majestät, ich glaube, daß sich die Signora zum mindesten auch für eine Fürstin hält! Sie ist mit drei Equipagen hier angelangt. In dem ersten Wagen, auf welchem zwei Diener in goldstrotzenden Livreen saßen, thronte die Signora selber, in der zweiten saßen der Secretär und ihre Kammerfrau, und in der dritten noch zwei französische Kammerfrauen nebst einem Koch.“

„Nebst einem Koch!“ rief die Kaiserin. „Diese Signora meint also, daß unsere Küche ihrem verwöhnten Gaumen nicht genügen werde! Wahrlich, solche Unmaßung einer Sängerin empört mich, und ich bin fest entschlossen, ihren Stolz zu beugen und ihr an meinem Hofe nur die Stellung zu bewilligen, welche einer bezahlten Person zukommt, die überdies eine ziemlich berühmte Vergangenheit hinter sich hat! Ist das Alles, Gelagin, was Du mir zu melden hast?“

„Kaiserliche Majestät, ich habe außerdem noch die Ankunft eines seltsamen Subjects zu melden, welches gestern Nacht hier eingetroffen ist. Der Mann kommt aus Konstantinopel und hat Empfehlungsbriefe von unserm dortigen Gesandten mitgebracht. Es scheint, der Fremde ist ein Wunder von Gelehrsamkeit, und er behauptet, daß er sich in den Pyramiden von den dortigen Priestern die ewigen Geheimnisse der Schöpfung habe offenbaren lassen. Unser Gesandter schreibt mir, daß er in Konstantinopel erstaunliche Curen vollbracht habe, daß er im Besitze des Steins der Weisen sei und es verstehe, Gold und Brillanten zu machen, und außerdem die ewige Jugend zu verleihen.“

„Das heißt, er ist der Geist der Natur, welcher sich in einem Menschen verkörpert hat,“ rief die Kaiserin mit spöttischem Lachen. „Nun, wir glauben nicht an eine solche Verkörperung, mein guter Gelagin! Wie heißt denn aber dieser Charlatan?“

„Er nennt sich Graf von Cagliostro und ist ein schöner junger Mann mit ernstblickenden Augen und einem seltsamen, geheimnißvollen Ausdruck in dem edlen Gesichte!“

„Mir scheint,“ lächelte Katharina, „der Wundermann hat auf den sonst so ruhigen Gelagin schon seine Kräfte ausgeübt! Deine Schilderung könnte mich fast verleiten, diesen vom Himmel herniedergefallenen Genius der Natur schauen zu wollen, wenn ich nicht einen unüberwindlichen Abscheu vor den Charlatanen hätte! Aber, Gelagin, Du kannst mir zuweilen Bericht erstatten über das, was er hier in Petersburg treibt! Wenn Du dann wirklich die Ueberzeugung gewinnst, daß er Gold und Brillanten schaffen kann, und wenn Du das Lebenselixir an Dir erprobt hast, so melde es mir, und wir wollen dann weiter von Cagliostro sprechen. Jetzt aber, Gelagin, begib Dich eilends zu der Signora und melde ihr, daß ich sie sofort zu sehen wünsche!“

„Kaiserliche Majestät,“ flötete der Minister, sich tief verneigend, „Sie hatten früher die Gnade, mir zu sagen, daß die Signora gleich hierher in das Winterpalais kommen solle, sobald sie in Petersburg einträte! Dem Befehle der Czarina zufolge habe ich also die Dame sofort hierher gebracht!“

„Wie?“ rief die Kaiserin lachend, „sie befindet sich also hier im Winterpalais?“

„Zu Befehl, Majestät, sie befindet sich draußen in der Antichambre und erwartet den Ruf der Czarina! Ich wußte ja, um welche Stunde sie hier eintreffen würde, meine Posten machten mir Meldung, sobald sie dem Thore sich näherte. So begab ich mich denn selbst nach dem Thor und befahl dem Kutscher, hierher zu fahren!“

Die Kaiserin lachte hell auf, und Drlow stimmte ein in ihr fröhliches Lachen.

„Das ist wirklich genial! Die Signora kommt von einer langen Reise hier an, und Gelagin hat den klugen Einfall, ihr sofort von unserm russischen Selbsherrlichkeit einen ziemlich schlagenden Beweis zu geben. Nun, ich erwarte die Signora!“

Bald öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle erschien die hohe Gestalt der Signora Katharina Gabrieli. Aber nicht ehrfurchtsvoll, wie Gelagin, blieb sie in der Thüre stehen, sondern hastig trat sie ein und schritt gerade zu der Czarina hin, die fast mit verwundertem Ausdruck ihr entgegen blickte. [2550]

(Fortsetzung folgt.)

Das Näschen der Frau Clearius.

Im Städtchen Siebenleben gab es viele Neugierige, und ihrer Neugierde gelang es stets, einer Sache auf den Grund zu kommen. Ein Räthsel aber blieb noch immer ungelöst: Jedermann wunderte sich, und Niemand wußte, warum Frau Clearius ein rothes Näschen habe.

Sie war eine kleine reizende Frau, aber daß das Näschen roth sei, war nicht abzutreiten.

Frau Sabine Clearius war des Pastors Gattin, eines Mannes von monströser Gelehrsamkeit, der sich schon auf der Universität ungemein hervorgethan und deshalb dann sofort eine gute Pfründe erhalten hatte. Seine Gattin aber — hieß es allgemein — theilte seine Gelehrsamkeit. Sie spreche die alten und die neuen Sprachen und, was jene betrifft, nicht etwa nur Latein, sondern auch Griechisch, ja, Hebräisch. In der Geschichte sei sie zu Hause. Physik und Theologie und die strenge Logik seien ihre Leidenschaft.

Der Pastor und seine Frau hatten zwei Kinder, ein paar allerliebste Mädchen. Ganz Siebenleben nun bemerkte, daß ihre Erziehung und Beaufsichtigung fast ausschließlich der Mutter überlassen bliebe, welche, wenn ja einmal der Vater auch sein Wort dareinsprechen wollte, sich stets mit einer ihr sonst fremden Schroffheit gegen ihn wendete und bedeutungsvoll sagte: „Ich glaube am besten zu wissen, was für Mädchen sich schickt.“ Dabei pflegte sie ihn so eigen anzublicken und so ernsthaft auszuweisen, daß der Herr Pastor sofort sich in Schweigen hüllte.

Jedoch woher hatte sie das rothe Näschen? In Siebenleben wußte es Niemand. Aber ich weiß es. An ihrem rothen Näschen ist die Gelehrsamkeit Schuld.

Frau Sabine war als Fräulein Sabine dem Herrn Clearius schon während seiner Universitätsstudien gewogen. Er war allerdings ein sehr statlicher junger Mann, und ihm wie aller Welt schien es darum sehr erklärlich, daß Sabine, wie man zu sagen pflegt, bis über beide Ohren in ihn verliebt war. Und sie war bereit, nicht nur ihn zu lieben, wogegen sie sich ja doch vergeblich gestraubt hätte, sondern auch ihm zu gehorchen. Auch darin zu gehorchen, daß sie seinem Protest gegen die flache, leichte, nur auf das äußerliche gerichtete Erziehung der Mädchen von heutzutage in der Theorie zustimmte und in der Praxis Ausdruck gab. Das heißt, sie nahm ihn nicht nur zum Bräutigam, sondern auch zum Lehrer und ließ sich von Clearius im Latein, in der Logik und anderen dergleichen entsehrlichen Dingen unterrichten. Da nun aber ihr Vater seinerseits darauf bestand, daß sie auch ihre weiblichen Arbeiten und häuslichen Pflichten nicht versäume, so hatte die arme Sabine zu schaffen und sich zu plagen wie ein Galerensclabe.

Sie studirte Morgens, über Tisch, nach Tisch und Nachts. Aber — o Schrecken! ein Wiedersehen der geistigen Erleuchtung begann sich da abzuspiegeln, wo sie es am wenigsten wünschte: in Folge des Mangels an Schlaf und Bewegung, der hastigen Mahlzeiten und ewigen Aufregung wurde ihr zierliches weißes Näschen roth und immer röther.

Alle Vorstellungen gegen das angestrengte Sitzen und Studiren halfen Nichts. Mit Thränen in den Augen blieb sie dabei, daß sie die Aufgaben machen müsse, welche der liebe Georg ihr gegeben. Jeder hat seine eigene Art, seine Liebe zu zeigen, diejenige unseres Brautpaars jedoch war sicherlich die eigentümlichste seit Menschengedenken. Beide blieben am schönsten Sonntag im Zimmer über den Büchern sitzen, und wer an der Thüre vorbeiging, konnte Georg laut und ärgerlich über Accente und Silbenmaße, über Gerundium und Gerundivum, das tertium comparationis, Ramnes und Titius und anderen Schnidschnack dociren hören, wogegen die arme kleine Sabine dazwischen weinte und klagte: „Ja, ja! um Vergebung, lieber Georg, ich hatt' es ganz vergessen.“ Auch kam es mehrfach vor, daß Herr Clearius zornig das Haus verließ, und Sabine schluchzend im Zimmer zurück blieb. Und fragte man sie, was es gebe, so hieß es: „Ach, Georg hat mich so gescholten; ich konnte mein Virgil-Pensum nicht auswendig!“ Oder: „Ach, was soll ich thun? Ich habe in zwei Zeilen drei grammatische Fehler gemacht, und darüber mußte Georg doch ungehalten werden!“ Oder: „Ach, ich wußte nicht genau, was die Manichäer für eine Secte waren, und Georg ist weggegangen, weil er mich nicht mehr liebt!“ Sie war nun einmal behört!

Jetzt ist ihre Liebe zu Clearius — ich bin es überzeugt — noch dieselbe, aber mit der Unterwürfigkeit ist es vorbei. Denn das kann sie ihm doch nicht vergessen, daß er es ist, der das einzige Unschöne an ihr verschuldet hat. Ihre gelehrte Bildung hat ihr allerdings den Mann ihrer Liebe zum Gatten gegeben, doch sonst ihr zu weiter Nichts genügt. Sie ist in dem Kreise, in welchem Frau Clearius sich bewegt, nicht am Platze, und was ihr ja einmal bei Einem zu Ansehen hilft, schadet ihr bei drei Anderen. Auch hat sie keine Zeit, ihre Studien weiter zu pflegen, und was sie wußte, vergißt sie über Haushalten und Kindererziehen.

Ihre Mädchen erzieht sie nicht zu Gelehrten. Die Excerpte und Elaborate ihrer „classischen“ Brautzeit ruhen unberührt, und nur einem glücklichen Zufall verdankt ich es, eins der Manuscripte erhascht zu haben. Und so möge denn dies seltsame Blatt aus dem Tagebuch eines Mädchens hier veröffentlicht werden:

Warum nicht auch einmal von alten Poeten?

Wir Frauen lesen und hören alle so oft die Namen der griechischen und römischen Denker und Dichter, Vielen von uns sind Bruchstücke aus ihren Werken — und sei es auch nur in Uebersetzung — bekannt; was aber die Personalien der Classiker betrifft, so wissen die meisten Damen nicht viel mehr davon, als daß Homer blind gewesen sei, und Cicero eine lange Nase gehabt habe. Ich glaube daher, Aufmerksamkeit sowohl zu verdienen als zu finden, wenn ich einiges Biographisches von den erwähnten Geistesheroen ausplaudere. Fürs Erste jedoch will ich mich auf die bekanntesten römischen Dichter beschränken.

Selbst der große Landsmann der letzteren, Cicero, gesteht, daß die Poesie in künstlerisch ausgebildeter Form, d. h. also eine Kunstichtung sehr spät erst unter den Römern Wurzel schlug.

Die sogenannten Fescenninen — eine Art rhythmischer Wechselrede, womit die Jugend bei Hochzeiten, Erntefesten u. s. w. sich vergnügte — sind allerdings sehr alten Ursprungs, ebenso wie der Versus Saturninus, das Metrum der Drakel, Denkmalsinschriften u. s. w. Aber im Allgemeinen sahen die Römer der früheren Zeit, ganz im Gegensatz zu den Griechen, Musik, Malerei, Tanz und Gesang, kurz, jegliche Kunst als gemeine und schimpfliche Beschäftigung an, in welcher sie zwar ihre Sklaven, nicht aber ihre Kinder unterrichtet wissen wollten.

Die Ausbildung des römischen Verses war das Werk und Verdienst des Lucretius und des Catullus, besonders des ersteren.

Lucretius (ein römischer Ritter, geboren wahrscheinlich in Rom 99 v. Chr.) erhielt seine Bildung in Athen und war in der Philosophie ein Anhänger Epikurs. Sein Gönner und Protector war ein gewisser Memnius, dessen Lob er in seinen Gedichten sang. Doch wurde derselbe später schimpflich verbannt, weil er der Bestechung und Stimmenerleichterung für die Consulwürde überführt war, und hierin liegt wahrscheinlich der eigentliche Grund von des Lucretius Hypochondrie, in welcher er 55 vor Christus, 44 Jahre alt, Hand an sich legte.

Das große Gedicht des Lucretius: „de rerum natura“ (Ueber das Wesen der Dinge) wurde nach des Poeten Tod von Qu. Cicero einer genauen Revision unterworfen; es sollte der Welt in der möglichst vollendeten Form übergeben werden. Die Anrufung der Venus am Anfang des Gedichts ist immer bewundert worden. Die Göttin gilt hier als eine Personification der Liebe und Eintracht; der Kriegsgott Mars vergift in ihrer Nähe seinen Grimm, und dies will denn für den Poeten, mit Bezug auf sein Vaterland, so viel heißen, als daß Venus, indem sie den Kriegsgott versöhnt, Rom den Frieden schenkt, welcher zur Pflanze der Kunst und Wissenschaft so nöthig. Zu den schönsten Schilderungen gehören diejenige Siciliens, das Opfer der Iphigenie, die Pest in Athen.

Der nächste Poet, sowohl der Zeit, als dem Verdienst nach, ist Catullus, geboren im Jahre 86 v. Chr. in Verona. Sein Vater war mit Cicero befreundet. In frühem Alter schon kam er durch Manlius nach Rom und erwarb sich daselbst durch Geist und Verdienst die Freundschaft der bedeutendsten Männer. Von seinen Gedichten, die lyrischer und epigrammatischer Art sind, gilt als eins der bedeutendsten das auf Lesbia und ihren Sperling. Die dem Dichter Lesbia hieß, war eine vornehme Römerin, Schwester des mehr berühmten, als berühmten Publius Clodius. Die meisten Schriften Catullus sind verloren gegangen. Der bitteren Satire gegen Cäsar, welche sehr viele der Gedichte sprühten, brach der Beleidigte den Stachel dadurch, daß er Catullus — zum Souper lud. Wo denn der Tyrann dann von solcher Liebeshöflichkeit und Courtoisie für den Poeten war, daß dieser, bezaubert und gefangen, nie wieder gegen Cäsar schrieb. Catullus starb, noch nicht dreißig Jahre alt.

Der dritte Poet, von dem die Rede sein muß, ist Tibullus, aus ritterlichem Geschlecht, 56 v. Chr. in Rom geboren. Er besaß einen Landsitz in der latinischen Stadt Pedum. Auch er starb früh, noch nicht vierzig Jahre alt, von Mutter und Schwester schmerzlich beklagt. Seine Hexameter sind äußerst glatt und fließend, er ist der wahre und erste Meister des elegischen Stils.

Mit Tibull zusammen pflegt Propertius genannt zu werden, 46 v. Chr. zu Assium in Umbrien geboren. Noch nicht achtzehn Jahre alt, ging er nach Rom, wo die Liebe zur schönen Fortia (er nennt sie Cynthia in seinen Gedichten) ihn zur Poesie begeisterte. Er wurde nicht älter, als vierundzwanzig Jahre.

Und nun zum goldenen Zeitalter der römischen Poesie. Da ist Virgil, 70 v. Chr. zu Andes bei Mantua geboren, wo sein Vater Guttsbesitzer war. Seine Mutter hieß Maja. Vor seiner Geburt träumte letztere, sie setze einen Olivenzweig in die Erde, der alsbald Wurzel schlug, zu einem Baum erwuchs und eine Ueberfülle von Früchten trug. Als sie Tags darauf einem Knaben das Leben schenkte, wurde nach ländlicher Sitte ein Pappelzweig, den man nach dem Neugeborenen nannte, in die Erde gesteckt, und dieser wuchs dann der Sage nach so rasch, daß er bald alle früher gesetzten Bäume überholte.

Der siebzehnjährige Virgil wurde nach Cremona und dann nach Mediolanum, dem heutigen Mailand, geschickt, wo er im Griechischen, in der Physik und Mathematik, sowie in der Epikurischen Philosophie Unterricht empfing. Doch hing er später nicht dem Epikur, sondern dem Plato an. Später verlor Virgil sein Erbgut durch die von Augustus seinen Soldaten gemachten Entschuldigungen von Grundbesitz. Um wieder zu seinem Rechte zu gelangen, wandte er sich an Varus, in dessen Namen er auch eine Tragödie schrieb. Varus hinwiederum bediente sich in dieser Angelegenheit des Einflusses Pollio's, des allmächtigen Günstlings des Kaisers. Durch ihn ward Virgil an den Hof gezogen. Virgil hatte damals schon durch seine Eclogen und Georgica sich einen Namen gemacht. Die letzteren begannen er dem Augustus in Utella, einer Stadt in Campanien, vorzulesen, jedoch seine schwache Stimme ließ ihn nicht bis zum Ende kommen, und herablassend nahm seinen Platz Mäcenat ein.

Als er die Aeneide begann, stand Virgil im 42. Jahre. Seine Absicht war, in dies Gedicht Alles einzuwoben, was damals von der römischen Historie und von der der anderen Völker Italiens bekannt war. Das sechste Buch las er dem Kaiser Augustus und dessen Gemahlin Octavia vor, und seine Dichtung riß letztere so hin, daß sie in Ohnmacht sank. Nach ihrem Wiedererwachen schenkte sie dem Poeten für jede der dreißig Zeilen, welche sie am tiefsten ergriffen hatten, 10,000 Sesterterien, in Summa über 10,000 Thaler.

Die Aeneide wurde binnen vier Jahre vollendet, doch bedurfte sie noch der Correctur und Feile.

Er trat inzwischen eine Reise nach Griechenland an, aber dort ergriff das Siechthum ihn, und er starb auf der Rückkehr in Brundisium. Er wurde in Neapel begraben. Uebrigens hinterließ er seinen Verwandten ein bedeutendes Vermögen; auch zu Gunsten des Augustus machte er ein Legat.

Wie Virgil in Epös und Jodyle, war Horaz in Ode und Elegie Meister. Quintus Horatius Flaccus war nicht von vornehmer Geburt, sein Großvater noch war ein Freigelassener und simpler Steuereintnehmer zu Venusia in Apulien. Mit zehn Jahren ward Horaz nach Rom gesandt und dort aufs sorgfältigste erzogen und gebildet. Erwachsen, begab er sich mit Brutus nach Macedonien und wurde hier zum Kriegstribun ernannt; aber die Natur hatte den Horaz nicht zum Krieger geschaffen. In der Schlacht bei Philippi soll er seinen Schild verloren und das Weite gesucht haben. Lessing hat indeß kein Andenken von diesem Wafel — unserer Ansicht nach überzeugend — gereinigt. Durch den Verlust seines Vermögens in den Bürgerkriegen arm geworden, widmete sich Horaz nun der Dichtkunst. Von Virgil dem Mä-

cenat empfohlen, genoss er dessen Hochachtung und Freundschaft. Indessen zog er dem Hofleben das Landleben vor. Dennoch war er Einer von denen, die wie Virgil den Mäcenat als Abgesandte des Augustus zu Antonius begleiteten, um einen Friedensschluß mit diesem zu Stande zu bringen. Er hat diese Reise in der 5. Satire des 1. Buches beschrieben.

Auch viele Schilderungen aus seiner Villeggiatur in Tibur hat Horaz hinterlassen, sowohl in seinen Episteln, als seinen Oden. Sein Leben war einfach, seine Ansprüche waren bescheiden. Eine hübsche Bibliothek und zu leben für ein Jahr — das schloß alle seine Wünsche in sich ein. Den Frühling verbrachte er in Rom, den Sommer auf dem Lande, den Winter in Tarent. In seiner ländlichen Zurückgezogenheit enthielt er sich, wie es scheint, aller geistigen Arbeit, nur auf seine Erholung bedacht. Und in den letzten Lebensjahren verließ er seinen Landsitz überhaupt nicht mehr. Nur die Triumphe des Kaisers Augustus über Pompejus und Antonius und die Kriegsthaten des Tiberius und Drusus konnten ihn noch bestimmen, das Mäcenat zu besorgen.

In seiner Jugend war Horaz ein ausgesprochener Epikuräer, aber das zunehmende Alter führte ihn dem Stoicismus zu. Er schildert selbst seine Befehrung in einer seiner Oden; der blaue Himmel habe Blitz und Donner einst geboren, ein Wunder, welches das Warten einer Vorsehung bewiese.

Was des Horatius Aeuferes anbelangt, so war er klein von Gestalt und corpulent, so daß Augustus ihn einst mit einem kleinen, dicken Buch verglich, welches er, mit einem Begleiterschreiber, ihm gesendet hatte. Mit 40 Jahren hatte er graues Haar und ein Augenleiden, das ihn alle Anstrengungen zu vermeiden nöthigte. Er liebte Wein und fröhliche Gesellschaft, doch wahrte er stets das weise Maß. Er und sein Gönner, der reiche Mäcenat, starben in demselben Jahr und Monat; Horaz 57 Jahre alt. Ovidius schloße den Reigen. Dieser berühmte Poet wurde, der Sproß eines ritterlichen Geschlechts, zu Sulmo, 43 v. Chr., geboren. Nachdem er eine treffliche Erziehung genossen, trat er in den Staatsdienst, fand aber so wenig Behagen an der Beamtenlaufbahn, daß er sich bald ausschließlich der Dichtkunst widmete, zu der er von Jugend auf ungemein sich hingezogen fühlte. Er war drei Mal verheirathet, trennte sich von seinen zwei ersten Frauen aber sehr bald wieder. Um so inniger war seine Liebe zu seiner dritten Gemahlin Perilla, welche seine poetischen Neigungen theilte. Ein treues Weib, folgte sie ihm in die Verbannung, obgleich man sich beiseit hatte, sie anderen Sinnes zu machen.

Von Natur etwas trägen Temperaments, zog er Gesellschaft stets der Arbeit vor, und zwar suchten seine Gesellschaft die vornehmsten Familien Roms auf. Das leichtere Genre der Poesie, Elegien und dergl., waren es zunächst, die ihn beschäftigten, und er erzählt uns, nicht Apollo oder die Mufen hätten ihn darauf geführt, sondern einzig die Liebe. Besonders eine Schöne hat er im Gesange gefeiert, die pseudonyme Corinna.

Seine Hauptwerke sind die „Metamorphosen“, sie haben ihn unsterblich gemacht.

Ovid war 50 Jahre alt, als er nach Tomi, einer Stadt am schwarzen Meer, verbannt wurde. Man sagt, zur Strafe für eines seiner Werke; jedoch die wahre Ursache war wohl eine Hofintrigue. Die Bewohner von Tomi, obgleich nicht fein gebildet, erkannten doch des Dichters Verdienste an und erwiesen ihm viel Ehre. Zum Dank schrieb Ovid Mehrreres in ihrer Sprache. Sieben Jahre des Exils hatte er ertragen, als er starb. Er wurde in Tomi begraben, und die dortige Einwohnerschaft setzte ihm ein stattliches Monument vor dem Thore der Stadt.

Von angenehmer Erscheinung, mittelgroß, hatte er ein edles und feines Wesen und war der Satire abhold, wenn er auch einmal einen treulosen Freund dieselbe fühlen ließ. Seine Gesichtsfarbe war blaß, aber sein Körper kräftig und muskulös.

Noch wäre Phädrus zu nennen, der treffliche Fabeldichter. Er war ein Sklave des August, erhielt von diesem aber die Freiheit. [2588]

Die Sängerin.

Von Emanuel Geibel.

Längst hab' ich kalt zu scheinen
Vor Andern mich gewöhnt,
Doch halt' ich kaum das Weinen,
Wenn diese Stimme tönt.

Die goldnen Weisen triefen
Ins Herz wie Vollmondschein
Und ziehn in alle Tiefen
Der Wehmuth mich hinein.

Das ist das Leiden und Sehnen
Der kranken Sängerin,
Wie lang verhalt'ne Thränen
Im Liede strömt's dahin.

Schon brennt auf ihrem blaffen
Gesicht ein fliegend Roth;
Sie kann das Singen nicht lassen
Und weiß, es ist ihr Tod. [2590]

Eisenbahn-Actien in Damenhand.

Von Friedrich Bücker.

Ich wollte jüngst in einem Damenzirkel der Residenz, in welchem mehr über Finanzen, Ein- und Ausfuhrhandel, Creditanstalten und Sparkasten gesprochen wurde, als über das Malerische des Faltenwurfes in modernen Gewändern oder über das Wesen einer geschmackvollen Zimmerdecoration oder über den Tonreichtum Beethoven'scher Symphonien. Bald erfuhr ich auch den Grund dieser mehr materiellen Gesprächsrichtung, der ich in den geistreichen Damenkreisen der Residenz zum ersten Male begegnete. Ein Hausfreund zog mich in das Geheimniß und theilte mir mit, daß einige der anwesenden Damen und insbesondere die Töchter des Hauses von Kindheit an leidenschaftliche Liebhaberinnen von Eisenbahnactien seien. Ueber dieses „von Kindheit an“ erbat ich mir denn doch eine nähere Aufklärung. Nun, der Grund der frühen Liebhaberei für Eisenbahnactien ließ sich hören. Schon in der Wiege waren den Schönen Eisenbahnactien als

Bathengehenke dargebracht worden, und der Vater, ein praktischer Kaufmann, sah einem solchen Angebinde immer mit Wohlgefallen entgegen.

Wie sieht es nun mit dem Vertauschen und Verwerthen der Papiere, die fortwährend ein Gegenstand des Handels sind? Haben es wirklich die Damen dahin gebracht, mit Erfolg zu speculiren?“ fragte ich gespannt.

„Gott bewahre, das besorgt meistens der Vater selbst. Er läßt sich die Papiere, die er umtauschen oder verwerthen will einfach geben und nur von Zeit zu Zeit läßt er die Damen selber speculiren. Sehen Sie, wie die hübsche Blondine mit ihrem Schatullenschlüssel spielt und ihn zuweisen läßt, als läge das Rheingold dahinter verborgen. Er verwahrt ihre Prioritäten, sie ist stolz auf ihre Prioritäten!“

Ich nahm mir jetzt vor, den actienfrohen Damen, namentlich aber der Blondine, einen kurzen heilsamen Schreck zu bereiten. Bald bot sich auch die Gelegenheit dazu dar. Sie erzählte gerade ihrer kleinen Freundin, einer vielversprechenden Conservatoristin, welche jede einzelne Tonfolge in einer Symphonie in ihrer Zusammengehörigkeit zum Ganzen bereits zu kritisiren verstand, daß die Prioritäten wundervolle Papiere wären und die Actien tief unter sich ließen.

„Mein Fräulein, dürfte ich Sie wohl bitten, mir ihren Ausspruch zu begründen und mir besonders zu sagen, was etwa die Prioritäten vor den Actien voraushaben sollen?“ warf ich ein.

„Nun, es ist doch allgemein bekannt, daß die Prioritäten werthvollere Papiere sind, als die Actien!“ sagte sie, mir gerade einen vorwurfvollen Blick herüberwendend.

Ich rückte aber trotz dieses Blickes der Blondine als Opponent näher. Sie ließ bereits den Cassettenschlüssel aus den Fingern gleiten, um ihn der Kette allein zu überlassen. Auch die übrigen Liebhaberinnen von Eisenbahnpapieren, welche die Öffnung der Dissertation gehört, rückten näher.

„Allgemein ist das doch nicht bekannt,“ sagte ich. „Die dürrsten sogar mit Ihrer Meinung isolirt dastehen. Jedenfalls ist für einen Kenner des Actienwesens gegenüber unhaltbar. Nicht die Prioritäten, sondern die Actien sind werthvollere Papiere.“

„Beweisen! beweisen! beweisen!“ tönte es rings, während die Blondine schwieg und die Opposition bereitwillig in die Hände ihrer Freundinnen gab.

„Der Unterschied zwischen Prioritäten und Actien besteht darin,“ fuhr ich fort, „daß die Actien Theile des Stammvermögens der Gesellschaft sind, während die Prioritäten Nichttheile des Vermögens, mithin Schulden der Gesellschaft sind. Wenn Sie also Vorliebe für Prioritäten haben, so haben Sie Vorliebe für die Passiven der Gesellschaft.“

Der Schreck war nicht gering, den ich hervorgerufen hatte. Eine sehr kaufmännisch und wirtschaftlich gestaltete Brünette mit großen schwarzen Augen, die sich auf die Sessellehne der Blondine gestützt, ließ sich aber nicht einschüchtern. Sie wollte zum wissen, was ich unter Prioritäten verstehe.

„Prioritäten sind Darlehen, welche in der Regel zum Fortbau einer Strecke erhoben werden, und zwar mit den Vorrechten des Gläubigers auf den Körper und das Betriebsmaterial der Bahn, daher der Name Prioritäten.“

„Ich denke, dazu ist der Reservefonds da,“ sagte die Brünette.

„Der Reservefonds, wenn er da ist, dient zur periodischen Erneuerung der Schienen, der Schwellen u. s. w. Er wird dadurch gebildet, daß die Gesellschaft jährlich von dem Reinertrag einen gewissen Procenttheil niederlegt und erst nach Beirathung des Fonds zur Vertheilung des vollen Zinsreinertrages oder von Dividenden schreitet. Der Reservefonds gehört wiederum zum Vermögen der Gesellschaft, während die Prioritäten, um es sich handelt, Passiva der Bahn sind.“

„Ich weiß aber ganz gewiß, daß man, um das Capital zum Bau einer Eisenbahn aufzubringen, häufig mit der Ausgabe von Prioritäten früher beginnt, als mit der Ausgabe von Actien, es sind schon Actien und Prioritäten gleichzeitig ausgegeben worden,“ sagte jetzt die Brünette, einen triumphirenden Blick auf ihre Genossinnen werfend.

„Sie haben ganz recht,“ erwiderte ich, „aber dadurch ist das Wesen der Actie als Vermögen der Bahn nicht aufrecht erhalten. Warum kann nicht eine Gesellschaft ihr Geschäft ohne Schulden beginnen? Sogar die meisten Geschäfte fangen ohne Schulden an. Haben Sie jetzt noch eine Waffe bei der Hand, um die Natur der Actie umzustößen?“

Sie hatte keine mehr, und die Situation begann schon ungünstig zu werden. Da rieth eine Freundin der Blondine, die mir ihrer Cassettenschlüssel zur Hand genommen, doch ihre Prioritäten der Leipzig-Dresdener Bahn gegen Actien von Moskau-Smolensk umzutauschen.

„Geh, das thur' ich nicht,“ erwiderte sie. „Ich lasse einmal nicht annehmen, daß gewisse Prioritäten besser sind als gewisse Actien.“

„Aber, mein Fräulein,“ mußte ich lachend rufen, „von gewissen Prioritäten und gewissen Actien ist gar nicht die Rede zu reden, sondern nur von Prioritäten im Allgemeinen. Ich kann nun durchaus nicht zugeben, daß die Schulden einer Gesellschaft wundervoll, wie Sie sich ausdrückten, seien, doch bin ich gern bereit, anzuerkennen, daß z. B. Rothschild's Schulden mehr Garantie bieten, wie etwa . . . nun, wie etwa mein Vermögen.“

Die Damen kühlten sich durch diese Mittheilung sichtlich ab, und die Blondine bat mich jetzt inständig, ihr doch die Papiere, die ihr Cassettenschlüssel verwahrte, das Wissen werthe zu sagen.

„Ich will das gern thun,“ sagte ich, „Sie sollen von einem erfahren, warum dieses oder jenes Papier schlecht oder gut ist, denn daraus können Sie alle miteinander Etwas lernen. Falls müssen Sie als Besitzerinnen von Actien mehr über Eisenbahnwesen wissen, als es der Fall ist.“

Die Cassette wurde jubelnd gebracht. Ich warf mich des Stehens müde, in einen Fauteuil und ließ die Damen nach Belieben gruppiren. Alle horchten gespannt, und selbst die Conservatoristin ließ mir ein williges Ohr, um einmal auf deren Noten zu lauschen.

Das erste Papier wurde mir vorgelegt, ich besichtigte flüchtig und begann:

„Das Papier ist ein langsam fallendes Papier, denn die Verwaltung der Bahn, der es angehöret, ist keine ökonomische. Die Kosten des Betriebes, der Oberleitung u. s. w. nehmen viel vom Bruttoertrage fort. Sie wissen doch, was Bruttoertrag ist.“

„Natürlich wissen wir das,“ ertönte es wie aus einem Munde.

„Nun, und der Rest des Bruttoertrags dient kaum zur Bezahlung der Zinsen des Anlagecapitals. Sie können sich denken, daß unter so ungünstigen Umständen der Unternehmungsgewinn unter Null bleibt.“

„Dann ist es wohl gut, das Papier so schnell wie möglich zu verkaufen?“ fragte die Cassetteninhaberin, die sich durch meine Mittheilung nicht sonderlich erbaut fühlte.

„Im Gegentheil, das Papier ist festzuhalten, denn es ist zu erwarten, daß die Oberleitung der Bahn in bessere Hände kommt, oder daß die anschließende mächtigere Bahn das Unternehmen in sich aufnimmt, es mit dem ihrigen verschmilzt. Ihr Herr Vater ist jedenfalls derselben Ansicht, sonst würde er das Papier längst aus der Cassette genommen und mit einem besseren vertauscht haben. Bitte, zeigen Sie mir jetzt das folgende Papier.“

„Diese Papiere sind Ihnen oder einer Ihrer Schwestern als Battengehenk vermacht worden,“ sagte ich, das Packet wieder zurückgebend.

„Woher wissen Sie das?“

„Nun, ich sehe es den Papieren an.“

„Es ist ja wahr, hier steht mit blauer Dinte am Rande der einen Actie: Der kleinen Agathe zum zweiten Geburtstage vom Onkel Julius,“ sagte eine der Damen, die das Packet näher besichtigte hatte.

„Wirklich, steht das da?“ sagte ich lächelnd, „das hatte ich sogar übersehen.“

„Nun, was haben Sie an den Papieren auszuweisen?“ fragte Fräulein Agathe bekommen.

„Daß sie tief, unermesslich tief unter Pari stehen,“ sagte ich.

„Jene Papiere zeugen von einem großartigen Actien-Schwindel.“

„Denken Sie sich, die Unternehmer haben nur durch künstlich genährte Hoffnungen des großen Publikums, durch Vor- spiegelung eines imaginären Vortheils zum Ankauf jener Papiere verlockt und so die künstlich in die Höhe geschwellten Actien in die Hände der Geblendeten gebracht. Den Unternehmern lag an der Unternehmung selbst gar Nichts; sie wollten nur einen raschen Schnitt machen, wie man wohl zu sagen pflegt.“

„Nun, was haben Sie an den Papieren auszuweisen?“ fragte Fräulein Agathe bekommen.

„Daß sie tief, unermesslich tief unter Pari stehen,“ sagte ich.

„Jene Papiere zeugen von einem großartigen Actien-Schwindel.“

„Denken Sie sich, die Unternehmer haben nur durch künstlich genährte Hoffnungen des großen Publikums, durch Vor- spiegelung eines imaginären Vortheils zum Ankauf jener Papiere verlockt und so die künstlich in die Höhe geschwellten Actien in die Hände der Geblendeten gebracht. Den Unternehmern lag an der Unternehmung selbst gar Nichts; sie wollten nur einen raschen Schnitt machen, wie man wohl zu sagen pflegt.“

„Nun, was haben Sie an den Papieren auszuweisen?“ fragte Fräulein Agathe bekommen.

„Daß sie tief, unermesslich tief unter Pari stehen,“ sagte ich.

„Jene Papiere zeugen von einem großartigen Actien-Schwindel.“

„Denken Sie sich, die Unternehmer haben nur durch künstlich genährte Hoffnungen des großen Publikums, durch Vor- spiegelung eines imaginären Vortheils zum Ankauf jener Papiere verlockt und so die künstlich in die Höhe geschwellten Actien in die Hände der Geblendeten gebracht. Den Unternehmern lag an der Unternehmung selbst gar Nichts; sie wollten nur einen raschen Schnitt machen, wie man wohl zu sagen pflegt.“

zu einem großen Eisenbahnwege oder System zu verzweigen. Und je größer sie wurde, je mehr einmündende Zweigbahnen sie bekam, je mehr sie sich andern Verkehrslinien anschloß, je mehr sie mit einem Worte sich an dem Weltmarkt beteiligte, desto gesuchter wurden ihre Papiere. Wenn Sie sich nach etwa vier Wochen die Börsenberichte ansehen, werden Sie wahrnehmen, daß jene Papiere wiederum bedeutend in die Höhe gegangen. Die Gesellschaft steht nämlich mit einem der tüchtigsten Techniker unserer Zeit in Unterhandlung, und wenn dieser in den Ressort der Bahn tritt und seine zweckmäßigen ökonomischen Anordnungen zur Geltung bringt, dann . . . Nun, ich habe Ihnen schon zu viel gesagt, lassen Sie mich nicht länger auf ein neues Papier warten.“

„Auch jenes Papier ist nicht übel, obgleich es nicht gut steht. Die Anlagekosten der Bahn sind der schwierigen Einschnitte, mächtiger Dammgalerien und Tunnel wegen ganz bedeutend ge-

„Die Bahn, welcher dieses Papier gehört, hat einen gefährlichen Concurrenten bekommen,“ sagte ich. „Die Concurrenz würde aber dennoch nicht zu fürchten sein, wenn der Betrieb der Bahn wieder die alte exacte Höhe erreichte. Leider nimmt aber die Unordnung auf dieser Bahn eher zu, wie ab, und auch der Bahnkörper, sowie das Betriebsmaterial sind nicht in untadelhaftem Zustande. Da die Bahn aber mit geringern Betriebs- und Unterhaltungskosten dasselbe erreichen kann, was ihrer Concurrentin nur mit bedeutenderen Mitteln erreichbar, so wendet sich vielleicht noch Alles wieder zum Besten, und die Zukunft dieses Papiers ist nicht so schwarz, wie ich sie sehe.“

Bei meinem Urtheil über das nun folgende Papier erwachte in den Damen wieder eine hartnäckige Opposition. Sie meinten, das Papier sei untadelhaft, weil der Staat die Zinsen garantire.

„Freilich, meine Damen,“ sagte ich, „hat der Staat die Ver-

pflichtung übernommen, den bis zur Höhe der garantierten Zinsen etwa fehlenden Betrag des Ertrages der Bahn vor- schußweise aus Staatsmitteln zu überlassen, aber Sie müssen vor allen Dingen bedenken, welcher Staat dieses Waagniß übernommen hat. Falls jene Bahn durch eine große und schwinghafte Industrie ge- nährt würde, hätte der Staat gar nicht nöthig gehabt, die Zinsen zu garantiren. Nun soll die Bahn in Jah- ren mit einer größeren Einnahme diesen Vor- schuß wieder ersetzen, aber die Bahn soll auch erst eine Industrie ins Leben rufen, doch es ist nach den con- creten Ver- hältnissen des Landes sehr fraglich, ob und wie ihr dieses ge- lüngt. Vor allen Dingen ist die Bahn noch gar nicht gebaut, und es für uns geradezu un- möglich, zu controliren, wie der Staat das Anlagecapital und ins- besondere die Baukosten prüft und sich in die Administration mischt. Wenn der Staat neben den Zinsen auch noch den Actien- Amortisa- tionsbetrag garantierte, was er wohl- weislich nicht gethan, stün- de die Sache



Die Sängerin. Zeichnung von C. Schraudolph.

wesen. Leider hat sie in Folge dieser enormen Herstellungskosten den Fahrpreis so sehr erhöht, daß die Fahrbetheiligung nur eine schwache sein kann. Dabei bleibt der großartige Wagen- und Maschinenpark der Bahn, oder die todte Last, theilweise unbenutzt. Die Verwaltung der Bahn ist aber eine vorzügliche und sie wird schon das Ihrige dazu beitragen, daß der Fahr- und Frachttarif ermäßigt wird. Die Folge davon ist, daß der Personen- und Güterverkehr ein bedeutenderer wird, und daß man der directen Linie einen Vorzug vor dem Umwege gibt. Ich kann zu dem Papiere nur gratuliren.“

Jetzt holte Fräulein Agathe ein Papier, welches ihr sehr lieb war, wie es schien. Ich konnte es aber doch nur mit Achsel- zucken begrüßen.

etwas besser, aber so gehört sie eben einer problematischen Zu- kunft an.“

„Sie scheinen mir da die Damen auf ein Gebiet zu führen, welches sie kaum in nächster Nähe, aber nie in so weiten Kreisen, wie Sie dieselben ziehen, werben beherrschen können,“ wurde jetzt die Stimme des Hausherrn laut.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, mein Herr Bankier,“ sagte ich, „wer aber die Damen zu Liebhaberinnen und Besitzerinnen von Eisenbahnpapieren macht, soll sie auch wenigstens mit dem ABC des Actienwesens bekannt machen. Entweder das Eine oder das Andere — nur nicht das Spielen mit dem Feuer.“ [2575]

Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. eröffneten sich wieder für Berlin Aussichten, Mendelssohn zurück zu gewinnen, um so mehr, als Spontini, durch eine unverföhnliche Coterie verdächtigt und angefeindet, auf der anderen Seite durch theils falsche, theils unkluge Freunde schlecht verteidigt, seine Stellung, die höchste, die ein Musiker bis dahin im preussischen Staate eingenommen hatte, nicht mehr zu behaupten wußte.

König Friedrich Wilhelm IV. berief Mendelssohn nach Berlin, verlieh ihm den Titel Generalmusikdirector, den Orden pour le mérite (Friedensklasse) und trug ihm die Composition der Chöre der Sophokleischen Antigone auf. Der höchste Commandostab der königlichen Oper war von Spontini niedergelegt worden; Mendelssohn, nach ihm zunächst und noch vor Meyerbeer zum Generalmusikdirector ernannt, wäre berechtigt gewesen, das Spontinische Tactcepter zu ergreifen und sich an die Spitze der königlichen Oper zu stellen, indessen er that es nicht, sondern zog es vor, die Leitung des Domchors zu übernehmen, wodurch er sich aber einen Feind geschaffen haben soll, denn er verdrängte da Jemand, doch weiß ich nicht genau anzugeben, wen. Auch die damaligen Herren Domprediger sollen sich dem neuen Dirigenten des Chores keineswegs huldboll gezeigt haben. Sie wollten seine Psalmen und Motetten nicht besonders christlich-germanisch finden, und von Tag zu Tag wurde es Mendelssohn immer klarer, daß er um dieser peinlichen Stellung wegen Leipzig, wo er so zu sagen auf Händen getragen wurde, nicht hätte aufgeben sollen.

Eines Tages machte er mir ziemlich weitgehende Mittheilungen über alle diese Angelegenheiten. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Meyerbeer nach Berlin kommen werde, um seine Hugenotten, deren mise-en-scène unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. nicht gestattet worden, persönlich einzustudiren und zu dirigiren. Ich erlaubte mir, Mendelssohn den Rath zu geben, nun endlich ungekämmt als Generalmusikdirector das Scepter der königlichen Oper zu ergreifen, um wenigstens einige Anciennetät vor Meyerbeer, der ihm höchst wahrscheinlich mit demselben Titel Generalmusikdirector coordinirt werden würde, voraus zu haben.

Er wollte das aber durchaus nicht glauben und hielt es schlechthin für unmöglich, daß der König zwei Generalmusikdirectoren anstellen werde; als Dirigent der königlichen Oper mochte er zur Zeit auch noch nicht fungiren, weil ihm das damalige Sängersonnarium lüdenhaft erschien und nicht durchweg genügte. Zu Bezug auf letzteres bemerkte ich ihm, daß er ja als der erste Nachfolger Spontini's besetzt sei, Gesangskräfte für die königliche Oper zu engagiren, wie sie ihm zusagten, und er doch nicht warten möge, bis Meyerbeer nach dieser Seite dem Könige Vorschläge machen würde. Auf diesen Rath ging er insofern ein, als er mir sagte, er wolle wegen der nöthigen Ergänzungen im Opernpersonal mit dem Generalintendanten in Unterhandlung treten. Aber es war bereits zu spät, denn Meyerbeer, diplomatisch feiner und praktischer, als Mendelssohn, dem das damalige Opernpersonal für Besetzung der Hugenotten auch nicht genügte, hatte bereits einige Extra-Engagements für die ersten Vorstellungen seines Werkes getroffen, die vom Könige genehmigt worden waren. Jetzt blieb Mendelssohn, wenn er sich in der Berliner Stellung behaupten wollte, nur noch Eins: im Orchester den Tactstock zu ergreifen und alle Opern zu dirigiren, die eben auf dem Repertoire standen. Da er ein entschieden besserer Capellmeister war, als sein berühmter Rival, so würde derselbe ihm nach dieser Seite hin kaum Concurrenz gemacht haben! Meyerbeer verstand sich aufs Einstudiren ganz excellent, wenn er sich Zeit lassen und so viel Proben halten konnte, als ihm beliebte. Er war ein Mann der subtilsten Nuancirungen und des feinsten Vocalgeschmacks; doch sich zum praktischen Dirigenten auszubilden, hatte ihm die Gelegenheit gefehlt. Er wurde leicht ängstlich und besah wenig Geistesgegenwart und wenig praktische Routine. Mendelssohn dagegen war ein geborener und aufs beste ausgebildeter Dirigent; aber doch — er überließ die Battuta der königlichen Oper Meyerbeer und kehrte nach Leipzig zurück, um aufs neue die Leitung der Gewandhausconcerte zu übernehmen. Hier hatte sich die Stimmung etwas verändert. Wohl fand er einen festen Stamm alter Freunde und Verehrer, aber eine nicht unbedeutende Anzahl jüngerer Musikliebhaber, die meisten von sächsischem Herkommen, hatten sich während seiner Abwesenheit um ihren Landsmann Robert Schumann geschaart, der in seiner B-dur-Symphonie und seiner großen originalen Cantate „Das Paradies und die Peri“ als Componist einen Riesenschritt vorwärts gethan und mit Recht Sensation erregt hatte. Auch war es Mendelssohn in Leipzig verargt worden, daß er sich so schnell und leicht von seiner dortigen Stellung getrennt und als Generalmusikdirector nach Berlin gegangen war. Solch ein localer Egoismus hat seine Berechtigung, nur durfte er sich nicht gerade gegen eine so bedeutende künstlerische Persönlichkeit richten, der man auch bei ruhiger Erwägung ihrer Verdienste sich doch gar sehr zu Danke verpflichtet fühlen mußte. Die Schumannianer vergaßen aber nur zu schnell und gründlich, was Leipzigs Musikwesen Mendelssohn zu verdanken hatte, und bei Gelegenheit der ersten Aufführung eines neuen Instrumentalwerkes von Rob. Schumann, die Mendelssohn im Gewandhaus saale dirigirte und auf vereinzelte Tacaportufe hin nicht repetiren ließ, erschienen eben so absurd, als hämische (natürlich feig-anonyme) Angriffe gegen ihn im Leipziger Tageblatte.

Auf dem Programm des in Rede stehenden Concertes befand sich auch Rossini's Tell-Duvertüre, die vortrefflich executirt, vom Publikum stürmisch und, da Mendelssohn zögerte, so andauernd tacaportufe verlangt wurde, daß er endlich nachgeben mußte. Die vereinzelten Stimmen, welche am Schlusse des Schumannschen Stückes eine Wiederholung begehrten, hatte er um so weniger vernommen, als sie von dem Nebensaale und den Corridors ausgingen. Darauf fragte ein Anonymus im Tageblatte, ob es vielleicht jüdischer Meid von dem Herrn Generalmusikdirector des Königs von Preußen gewesen sei, daß er auf die Tacaportufe nach dem Werke eines sächsischen Künstlers nicht geachtet, während er doch die alte, in allen Kuchengärten abgepielte Tell-Duvertüre gleich so bereitwillig hätte wiederholen lassen. Selbstverständlich wurde dies Injunctat Mendelssohn ins Haus geschickt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dessen Verfasser sehr wohl wußte, wie Mendelssohn bereits als Christ geboren wurde, denn dies war für ganz Leipzig kein Geheimniß. Gesagt muß noch werden, daß jenes Injunctat bei allen anständigen und gebildeten Leuten dort die tiefste Entrüstung erregte.

Es war gerade um diese Zeit, daß Schreiber dieser Zeilen

dem ausgezeichneten Tonkünstler ein Lieder-Album gewidmet hatte und zu angenehmer Ueberraschung bald darauf seinen Besuch in Berlin empfing. Mendelssohn kam, um sich für die Aufmerksamkeit zu bedanken. Ohne der schmachtvollen Leipziger Affaire mit einer Silbe Erwähnung zu thun, deutete er doch an, daß es ihn gereue, nach Leipzig zurückgekehrt zu sein. Darauf hin durfte ich ihm wohl sagen, daß seinen Berliner Freunden und Verehrern dieser Schritt allerdings befremdend erschienen sei, und daß man eher geglaubt habe, er werde sich nach England wenden, wo seit Händel doch kaum ein anderer musikalischer Name so in Ehren gehalten werde, wie der seinige.

Mendelssohn erwiderte: „Das ist Alles gut und schön, aber glauben Sie mir, es wird auf die Länge unerträglich, sich von Leuten bewundert zu sehen, von denen man weiß, daß sie auch ganz und gar Nichts von dem verstehen, was sie bewundern und preisen.“ Und nun erzählte er einige sehr komische und drastische Geschichten als Belege für seine Behauptung. Eine Lady H., ausgezeichnet durch Geist und Schönheit, eine große Verehrerin von Charles Dickens — (wenn sie etwas hoch betheuerte, so schwur sie stets: „by Pickwick!“ sagte Mendelssohn) — fragte unsern Künstler einmal ganz naiv, ob er nicht auch die italienischen Componisten über alle anderen in der Welt stelle? Mendelssohn fragte ziemlich erstaunt zurück, warum er das denn thun sollte? „Nun, weil doch Jeder ein Maestro heißt!“ sagte die schöne Britin. Freilich war diese aristokratische Dame keine Tonkünstlerin vom Fach, wie jene Miß F.-H., eine mit Recht renommirte Harfenvirtuosin, welche gegen Mendelssohn äußerte, Opern ohne Ballet wären gar keine rechten Opern, und Beethoven's Fidelio, dessen erster Act auf einem Gesängnißhofs, dessen zweiter in einem Keller spiele, sei das langweiligste Stück, was sie kenne. Hochgestellte Musikliebhaber Albions pflegen einen ähnlichen kritischen Standpunkt einzunehmen. Ein Mylord, der nicht nur selber componirte, sondern seine Compositionen sogar öffentlich aufführen und drucken ließ, auf eigene Kosten natürlich, verfiderte Mendelssohn, daß Rossini's Duvertüre zur Semiramis dem doch etwas ganz Anderes sei, als Beethoven's neunte Symphonie, die der Zehnte nicht verstünde. Einer der sachkundigen Protectoren der großen Musikfeste, ein Herr aus der exclusivsten englischen Gesellschaft, fragte die Malibran, nachdem sie auf der Probe in Manchester in Ohnmacht gefallen, und ihr zur Ueber gelassen worden war, gleich nach dem Verbands, ob sie nun weiter singen wolle. Sie gab zur Antwort: ob der Herr sie für einen Boyer hielt? Sie sang hiernach überhaupt keinen Ton mehr im Leben, sondern starb zu Manchester.

Sie begreifen, schloß Mendelssohn diese Mittheilungen, „daß es auf die Dauer unmöglich wird, in einem solchen Lande, unter solchen Leuten zu existiren; es wäre denn, daß man die imposante göttliche Grobheit eines Händel besäße, vor der selbst der König von England Furcht hatte.“

Ich kannte kein specielleres Beispiel hiervon, und Mendelssohn erzählte, daß König Georg — (ich weiß nicht mehr, ob Georg I. oder II.) — einmal mit den königlichen Kindern und dem ganzen Hof einem geistlichen Concert in der Kirche, das Händel zu seinem Benefiz — (wie immer) — gab, beiwohnte, und daß die Kinder während einer piano gehaltenen Stelle ziemlich laut zu plaudern begannen. Mit Schrecken gewahrte der König, daß der gewaltige Musikus einen vernichtenden Blick nach den Plätzen warf, die der Hof eingenommen. „Um Gotteswillen seid ruhig, Kinder, Händel wird uns gleich ausschelten!“ sagte der Monarch und schaute andächtig zu dem Künstler empor.

„Aber, wenn London Ihnen nicht zuziagte, warum übersiedelten Sie nicht lieber nach Paris, statt nach Leipzig zurückzukehren?“ fragte ich Mendelssohn. Erst nach einer für seine Schlagfertigkeit im Antworten nicht unbedeutenden Pause erwiderte er, daß er vor länger, als zehn Jahren eine geraume Zeit in Paris gewohnt, und ihm Vieles, z. B. die Concerte des Conservatoriums, dann Rubini, Lablache und vor Allen die Malibran, auch ganz ungemain gefallen hätten, allein er habe damals Zweifel gehegt, ob die der geistlichen Musik zugewandte Richtung, ob die besondere Specialität seines Talents in Paris zur Geltung gebracht werden könne? Mir erschienen diese Bedenken unbedeutend, und ich sagte ihm dies, indem ich hinzufügte, daß ja Cherubini (damals eben erst verstorben), der an der Spitze des Conservatoriums gestanden, im Grunde auch ein Kirchencomponist gewesen sei, und daß Mozart wohl noch unberechenbar Größeres geleistet haben möchte, wenn sein Vater ihn, nachdem die Mutter in Paris gestorben, dort gelassen und nicht nach Salzburg zurückgerufen hätte.

Diese Hypothese der Möglichkeit einer größeren Entwicklung Mozarts, falls er, damals etwa sechszehnjährig, in Paris geblieben, schien Mendelssohn eines näheren Eingehens werth, und er gab mir Recht darin. „Solche handwerksmäßig fabricirte und abgeschmackte Textbücher,“ meinte er, „wie die Entführung, Così fan tutte, Titus, Zauberflöte, Schauspieldirector, hätte ihm kein Pariser Librettist jener Epoche anzutragen gewagt; aber, liebster Freund!“ — indem er mir die Hand reichte — „aber ich bin kein Mozart!“ schloß er treuherzig und mit einer gewissen lächelnden Wehmuth.

Im Laufe des Gespräches kam er aber doch noch einmal auf Paris zurück und meinte, es sei am Ende nicht so ganz unwahrscheinlich, daß, wenn er damals im Jünglingsalter die Metropole Frankreichs zu seinem Domicil gewählt, sein Talent auch nach anderen Richtungen, als der bis jetzt von ihm vorzugsweise cultivirten, glückliche Eroberungen gemacht haben könnte. „Vielleicht wäre mir dort, wo die Leute noch immer Opernbücher zu schreiben verstehen, sogar eine Oper geglückt; sie brauchte ja gerade nicht in der Manier von Robert dem Teufel zu sein,“ fügte er hinzu.

Schließlich meinte er, Leipzig wäre schon das Beste, und er wolle da ruhig ausharren.

(Schluß folgt.)

Kosmetische Briefe.

Von Dr. Cornelius.

Das vorzeitige Ergrauen des Haares.

Es ist Thatsache, daß unsere Zeit ungleich häufiger, als dies noch vor Jahrzehnten der Fall war, vorzeitiges Ergrauen des Haares beobachten läßt, und nehmen wir anstrengende und aufregende geistige Thätigkeit als eine und zwar Hauptursache dieser

Abnormität, so wird es nicht schwer, die Erklärung für die Zeichen der Zeit zu finden.

Fieberhaft ist der Pulsschlag unserer Zeit. Ueberall drängen, eine Hast, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu lernen, zu genießen, zu verdienen, überall das Gefühl der Nothwendigkeit, sich mit geistigen Schätzen und Waffen auszurüsten zu müssen, um den Kampf ums Dasein glücklich zu bestehen. Der Kopf wird zum Papinischen Dampfcoctop für geistige Speise, arbeitet unter Druck, denn er muß täglich tausend neue Dinge aufnehmen und verdaulich machen — das gibt vorzeitige Grauföpfe!

Der Gedanke liegt nahe, zu prophezeien, daß eine Zeit kommen werde, wo die Mehrzahl der Menschen solche Dampfcoctop auf ihren Schultern tragen, und man diese Majorität an der grauen Signatur des Topfbedels erkennen wird, eine Zeit, in der das Ergrauen des Weisheitszahnes vielleicht schon mit dem des ersten weißen Haares zusammenfallen wird, denn die Zahl der Jahre geistiger Vorbereitung für das Leben bleibt dieselbe, insofern das Material des Wissenswürdigen und Nothwendigen mit Dampfgeschwindigkeit anwächst.

Eine solche zukünftige Zeit wird aber kaum mehr von vorzeitigem Ergrauen des Haares als von einem Uebel sprechen, man wird sich dann aus Eitelkeit darum wahrscheinlich kein graues Haar mehr wachsen lassen — kehren wir daher in die Jetztzeit zurück, zu den Grauföpfen, wie sie sind.

In einem früheren Briefe (Bazar 1868, Seite 82) habe ich gesagt, daß über die Art und Weise, wie das naturgemäße Haar wohl, wie das vorzeitige Weißwerden der Haare vor sich geht, noch Zweifel herrschten; neuere sehr interessante mikroskopische Untersuchungen Dr. Pfaff's scheinen die richtige Erklärung zu geben.

Ich will dieselbe hier möglichst einfach wiederzugeben versuchen.

Spaltet man den Haarschaft eines gefunden, gefärbten Kopfhaares der Länge nach durch und betrachtet man die Spaltfläche unter dem Mikroskop, so unterscheidet das Auge, ähnlich wie an einem durchschnittenen jungen Baumzweige, Oberhaut, Rindenschaft und Mark.

Die Oberhaut des Haares besteht aus dachziegelförmig übereinander liegenden Schuppen; die äußere Rindenschicht läßt sich aneinander liegende, parallel laufende Fasern erkennen, die in der äußeren Schicht, dem Bast vergleichbar, zeigt ähnliche Längsfasern, nur daß diese nicht so eng aneinander liegen, als in der äußeren Schicht, sondern kleine, längliche, röhrenartige, luftgefüllte Zwischenräume zeigen, die, unter sich verbunden und verzweigt, ein System von Gängen bilden, welches das Mark von der Wurzel bis zur Spitze des Haares umkleidet und welches auf die Weise Flüssigkeiten und Luftarten gestattet, den Weg durch die ganze Länge des Haares zu machen.

Endlich sehen wir inmitten der Spaltfläche des Haares das Mark, welches kleine mit dem Haarfarbstoff (Pigment) gefüllte Zellen trägt.

Bei dem normalen, farbigen Haar sind die Rindenschichten durchsichtig und lassen daher das Haarpigment durchscheinen; bei dem weißen Haar stellt sich die Sache dagegen anders dar.

Ein weißes Haar zeigt, unter dem Mikroskop gesehen, an der Spaltfläche nicht mehr jenes oben erwähnte System von Längsgängen, diese Zwischenräume sind vielmehr durch Zusammen schrumpfen der Fasern der innern Rindenschicht ausgefüllt, so daß letztere farblos und nunmehr eine dichte milchglasartige Masse bilden, verdecken sie dem unbewaffneten Auge den im Mark vorhandenen Haarfarbstoff.

An einem einfachen Beispiel kann man sich deutlich dies veranschaulichen.

Blickt man in ein geöffnetes, rohes Hühnerei, so sieht man deutlich durch das Eiweiß den gelben Dotter hindurchscheinen, nach dem Kochen, durch welches das Eiweiß gerinnt, d. h. seine Theile näher aneinander rücken und eine milchglasähnliche Masse annehmen, vermag man nicht mehr den Dotter durch das Eiweiß hindurch zu erkennen.

Diese Erklärung des Grauerdens der Haare gilt für alle vorzeitig weiß gewordene Haare; bei dem naturgemäß in einem höheren Alter stattfindenden Weißwerden, so wie bei den sogenannten Albinos ist es der Mangel an Haarfarbstoff in dem Mark des Haares, welcher letzteres weiß erscheinen läßt.

Der maskirte oder gänzlich mangelnde Farbstoff des Haarmarkes ist es indeß nicht ganz allein, welcher die Haarfarbe bedingt; wenn auch in zweiter Linie in Betracht kommend, ist es auch die mehr oder minder stark ausgesprochene allgemeine Färbung der Rindenschichten des Haarschaftes, welche die Färbung des Haares mit bedingt; beim Weißwerden des Haares muß also auch der Hornstoff farblos oder doch weniger, als früher gefärbt aus der Haut hervortreten. Daß namentlich bei vorzeitigem Ergrauen eine bedeutende Störung in den Haarbildungsorganen stattfindet, geht schon daraus hervor, daß die Haarzwiebel solcher Haare nicht mehr so groß und kräftig sind, als diejenigen gesunder Haare, und daß ferner vorzeitig gebleichetes Haar spröde und trocken ist.

Auch für die merkwürdigen Fälle des plötzlichen Ergrauens der Haare nach vorausgegangenen heftigen Gemüthsbewegungen, deren ich früher mehrere erwähnte (ich erinnere hier nochmals an die historisch bekannten Fälle bei der Königin Marie Antoinette, Orsini, Kaiser Ludwig dem Baiern, Thomas Morus, Graf St.-Wallier, König Heinrich IV.), verjucht Dr. Pfaff eine Erklärung zu geben.

Es ist bekannt, daß die Ausdünstungen der Haut nicht nur bei den verschiedenen Menschenrassen in Art und Menge verschieden sind, sondern daß auch bei einer und derselben Person bei körperlicher Anstrengung, bei heftigen seelischen Affecten, bei Krankheiten u. s. w. die Beschaffenheit der Hautausdünstungen wesentliche Unterschiede zeigt.

Namentlich scheint der bei besonders starken Nervenerregungen, Todesangst, abgeforderte Schweiß besonders scharfe Stoff zu enthalten, und diesen letzteren schreibt eben Pfaff zu, daß die erwärmten Haarkanäle durchdringen, bleichend oder zerstörend auf den Haarfarbstoff wirken und dadurch ein Erbleichen der Haare selbst innerhalb Stunden möglich machen.

Ich will nunmehr kurz die Ursachen, welche ein vorzeitiges Ergrauen der Haare bewirken, zusammenfassen.

Wie schon zu Anfang erwähnt, sind übermäßige geistige Anstrengungen und Aufregungen, also auch Kummer und Sorgen Hauptursachen, ferner erbliche Anlagen und vorausgegangene Krankheiten. Hierzu treten nun äußere, leichter abwendbare Ursachen, als da sind: allzu häufiges Brennen der Haare vor allen Dingen der Gebrauch scharfer, allzu reizender

Haarmittel. (Ich verweise hier auf den Brief einer jungen Dame an den Bazar, auf Seite 146, Jahrgang 1868 verzeichnet, in welchem dieselbe sich beklagte, nach dem Gebrauch eines öffentlich angepriesenen Haarmittels weiße Haare erhalten zu haben.) Es kann nicht oft, nicht dringend genug vor allen sogenannten Haarmitteln gewarnt werden, welche leichtfertige Speculation auf den Markt wirft; ich will später die gebräuchlichsten und hauptsächlich die schädlichen namhaft machen.

Ich komme nun zu der Schlussfrage: läßt sich, abgesehen von dem Gebrauch directer Haarfärbemittel, vorzeitig ergrautem Haar die Farbe wieder geben, läßt sich dem vorzeitigen Ergrauen Einhalt thun?

Diese Frage kann man, wie so viele andere, nicht direct mit Ja beantworten.

Das Forträumen der Ursachen, also z. B. des Haarbrennens, des Gebrauches schlechter Haarmittel, sowie eine Verbesserung des physischen und physischen Allgemeinbefindens, eine durch Diät und veränderte Lebensweise zu neuer lebenskräftiger Thätigkeit angespannte Haut wird immer von größter Wichtigkeit und Erfolg bedingend sein, wie denn u. A. ein englischer Arzt, Dr. Graves, eine Reihe interessanter Fälle aus verschiedenen Lebensaltern anführt, in welchen vor dem allgemein gehobenen Gesundheitszustand die weißen Haare wieder verschwanden, wie der erste Schnee vor den Strahlen der warmen Herbstsonne.

Nur den wenigsten Menschen wird indeß vergönnt sein, alle ursächlichen Momente, namentlich psychische, aus dem Wege zu schaffen, und diejenigen Leserinnen und Leser, welche aus diesem Briefe einen praktischen Nutzen ziehen wollen, werden den Rath für einen bessern halten, der eine Abhilfe des Uebels durch Mit- anwendung directer Heilmittel in Aussicht stellt.

In einem früheren Briefe sprach ich davon, daß man in China durch innerliche Gaben von Eisen, welches hauptsächlich in dem

Pigment dunkler Haare zugegen ist, dem vorzeitigen Erblichen der Haare einen Damm setzen soll; heute freue ich mich, diese Andeutung dahin erweitern zu können, daß auch ein deutscher Arzt, der von mir wiederholt genannte Dr. Pfaff, aus eigener Erfahrung von günstigen Resultaten durch ähnliche Curen zu berichten weiß.

Indem ich seine Mittheilungen darüber hier anzüglich wieder- gebe, rathe ich indeß, bei etwaiger Befolgung derselben dies nicht ohne Hinzuziehung des Hausarztes zu thun, denn Curversuche, selbst mit den unschuldigsten Medicamenten von Laien angestellt, sind stets dem Spielen der Kinder mit dem Feuer zu vergleichen.

Dr. Pfaff sagt: „Tritt das Ergrauen der Haare schon in den zwanziger oder dreißiger Jahren ein, so ist Hoffnung vorhanden, dem Uebel Einhalt zu thun. In den vierziger oder fünfziger Jahren scheitern fast alle derartigen Versuche.“

Bei blonden Köpfen empfiehlt er das Einnehmen kleiner Mengen Schwefel und läßt den Kopf mehrmals wöchentlich mit möglichst frisch bereitetem Eieröl einreiben, welches bekanntlich Schwefel und Eisen in ziemlicher Menge enthält. Bei dem Ergrauen brauner Haare jedoch leisten Eisenpräparate innerlich noch vorzüglichere Dienste. Je nach der Organisation des Behandelten wird der behandelnde Arzt unter den vielen Eisenpräparaten das passendste auswählen und es längere Zeit in kleineren Mengen einnehmen lassen. Dabei soll als vorzüglich zu brauchende Pom- made folgende Mischung angewendet werden: frisch gepreßtes Eieröl und gereinigtes Rindermark, von jedem 24 Theile, milch- saures Eisen 1 1/2 Theil und Zimmtkassienöl 1 Theil. Da das Eieröl leicht ranzig wird, soll man sich stets nur des ganz frisch bereiteten bedienen.

Selbstredend muß eine vom Arzt anzuordnende, dem innern Gebrauch der Eisenmittel entsprechende Diät die Cur begleiten.

[2583]

Reseda.

— — — Lieb' und sein Reseda,
Köstlich duftend Kräutlein so bescheiden,
Daß ich's desto lauter innere preise.
Schimper.

Den Glauben, innere wie äußere Krankheiten durch so- genanntes Besprechen heilen zu können, nährten allerdings schon die Völker des Alterthums, doch sind uns von ihnen nur sehr wenige derartige Sprüche aufbewahrt. Zu den merkwürdigsten derselben gehört die von Plinius überlieferte Formel, welche man her sagte, wenn durch Auflegen des Krautes Reseda, zu deutsch: „beruhige (dich)!“ Geschwülste und Entzündungen gehoben werden sollten. Die Worte lauten: „Reseda morbos reseda — Scisne, scisne, quis hic pullos egerit radices? — Nec caput nec pedes habeat!“ (Reseda, stille das Uebel. Weißt du nicht, weißt du nicht, was hier heimtückische Wurzeln gefaßt haben mag? Nicht Kopf noch Fuß möge es behalten!) Die Krankheit wird hier als lebendiges Thier aufgefaßt.

Die Familie dieser unscheinbaren Kräuter ist mit etwa 30 Arten in den Ländern und Welttheilen, welche das Mittelmeer umgrenzen, heimisch. Auch in Deutschland wachsen mehrere Arten an Wegen und Flußufern wild. Einzelne derselben zogen durch einen in ihren Blättern enthaltenen gelben Farbstoff früh schon Aufmerksamkeit auf sich. Auch wird die bei uns einheimische Reseda luteola vielfach im Großen angebaut und unter dem Namen „Wau“, getrocknet und gemahlen, als Farbmateriale in den Handel gebracht. Von den Römern einfach Gelb (Lutum) genannt, diente sie auch ihnen bereits zum Färben. Und namentlich wurde sie ferner in den kleinen Wirtschaftsfärbereien alt- deutscher Hausfrauen sehr vielseitig verwendet. Denn damals,

Opus.

Comp. von Karl Reinecke.

Andantino.

The musical score is written for piano and organ. It begins with the tempo marking 'Andantino' and the dynamic 'mf semplice'. The organ part is indicated by 'Ped.' and asterisks. The score includes various dynamic markings such as 'crescendo', 'poco a poco', 'mf', 'f', 'più forte', 'diminuendo', 'a tempo', and 'un poco calando'. There are also first and second endings marked '1.' and '2.'. The piece concludes with a final cadence and the number '[2571]' in the bottom right corner.

